www.biblische-lehre-wm.de
Version 6. August 2021

Mit dem Lichte in der Hand

Lebensbiografie Teil 2

Kristina Roy

1. Auflage 2021
© Werner Mücher
Sprachliche Bearbeitung Werner Mücher
Dies ist der erste autobiografische Teil der Lebenserinnerungen
Originaltitel: *Za svetlom a so svetlom*
Herausgabe 1928
wmuecher@pm.me

Inhalt

Vorwort....4
Kapitel 1....5
Kapitel 2....17
Kapitel 3....31
Kapitel 4....37
Kapitel 5....56
Kapitel 6....62
Kapitel 7....83
Kapitel 8....105

Vorwort

Als ich vor Jahren mein Büchlein schrieb *Wie ich zum Lichte kam*, schloss ich damit, als wir, meine Schwester Maria und ich, aus Prag heimkehrten, bereit, das Königreich Jesu Christi zu verbreiten. „Alle Stellen, darauf eure Fußsohlen treten werden, habe ich euch gegeben“, so hatte uns Herr Dr. Baedeker zum Abschied zugerufen, und wir verstanden beide wohl, dass er damit meinte, dass wir alle diese Stätten aus dem Machtbereich Satans für Christus erobern sollten.

Da ich um eine Fortsetzung jenes Buches gebeten wurde, möchte ich mit der Hilfe des Herrn in diesem zweiten Teil beschreiben, wie es uns in diesem Kampf in den ersten fünfzehn Jahren ergangen ist, und wie der Herr und seine Verheißungen, auf die wir uns stützten, gehalten hat.

Durch den Mund seines treuen Dieners hatte er uns mit der kostbaren Botschaft des Lichts, des Lebens und der Liebe zu unserem Volk gesandt und uns zugerufen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende“ (Mt 18,20). Warum schickte er nicht zwei Brüder auf dieses unbebaute Feld? Warum gerade uns beide? Das weiß ich nicht. Aber vielleicht gerade deshalb, damit das Werk desto mehr den Meister preise, je elender die Werkzeuge waren, und weil Gott das Schwache und das von der Welt Verachtete erwählt hat, dass er die Weisen zu Schanden machte. Er selbst wollte in der Slowakei arbeiten, darum sandte er uns, die wir im wahren Sinn des Wortes, leiblich und geistlich *nichts* hatten und darum in allem nur auf ihn angewiesen waren.

Es ist mein Gebetswunsch, dass jeder Leser, der dieses Lebensbild betrachtet, sich in die Tiefe der Gnade, der Liebe und Geduld unseres großen Gottes versenke, der nur aus dem Nichts etwas zu seiner Ehre zu schaffen vermag.

Stará Turá, im Januar 1928

Kapitel 1

Wenn ein Blindgeborener nach glücklich überstandener Operation sehend heimgekehrt – o wie ist er da überrascht! Was hatte er sich von den Menschen vorgestellt – und wie sind sie in Wirklichkeit so ganz anders!

So ähnlich erging es uns. Wir waren als erweckte, geistlich neugeborene Kindlein heimgekehrt, aber nicht mehr als Kinder der Finsternis, sondern als Kinder des Lichts, und rings um uns her schlief alles, sogar die teuersten Menschen.

Der Zeuge Gottes in P. hatte doch recht gehabt mit den Worten, das zwischen unbekehrten Katholiken, Evangelischen, Juden, Mohammedaner und Heiden vor Gott kein großer Unterschied sei. Als evangelische Pfarrerstochter hatten mich diese Worte unangenehm berührt. Jetzt lernte ich ihre Wahrheit verstehen. Denn solange wir in geistlichem Schlummer liegen und nicht für Christus leben, sind wir einander gleich – gleich nutzlos für Gott.

Was unsere Familienverhältnisse betrifft, bildeten wir damals eine sehr kleine Familie: Großmutter, Mutter und wir beide. Unsere jüngere Schwester war an Vaters Nachfolger, Pfarrer C. verheiratet, der Bruder diente beim Militär und die jüngste Schwester war auf der Schule in M. Aber sie kam bald nach unserer Rückkehr aus Prag nach Hause, und der Herr Jesus schenkte es Schwester Maria, dass sie sie als erste aus tiefem Schlaf erwecken durfte.

Unsere lieben Verwandten, bei denen Schwester Božena (= Beate) seit ihrem zwölften Lebensjahr wohnte, hatte viel an ihre Erziehung gewandt. Ihr Taufpate, Onkel Minich, liebte sie wie sein eigenes Kind und sorgte aufs Beste für ihre Schulbildung. Auch die Tante ließ ihren Zögling allerlei lernen und schickte ihn sogar in die Tanzstunde. So für die Welt vorbereitet, in die sie eingeführt werden sollte, kam Božena zu uns zurück. Nur noch auf Ferien, wie es hieß,

denn ihre Pflegeeltern wollten sie jetzt, da sie keinen Vater hatte, ganz als eigen annehmen.

Während jener Ferien saßen wir einmal auf dem Friedhof am Grab unseres geliebten Vaters. Wir saßen so gern dort. Der Friedhof liegt hoch. In der Stille, die uns dort umgab, fühlten wir schon vor unserer Bekehrung immer die Nähe Gottes, und es kamen uns dort schöne, erhabene Gedanken in den Sinn.

Hier, an diesem vertrauten Plätzchen, fiel der erste Strahl der Selbsterkenntnis in die junge Seele, hier wurde sie vor die Entscheidung gestellt, ob sie die Welt oder Christus erwählen wollte.

Ehre sei dem Herrn, nach einigen Tagen harten Kampfes standen die kleinen Füße auf der Seite Christi, um nie wieder in die Welt zurückzukehren. Das brachte freilich jene Scheidung zwischen uns und unseren lieben Verwandten, die der Herr Jesus vorausgesagt hat.

Aber noch bevor das geschah, gleich nach unserer Heimkehr, dachten wir darüber nach, was wir tun könnten, damit diese schlafende Welt um uns her erwache. Wie konnten wir sie erwecken? Denn es war uns ganz klar, dass wir nicht mehr uns selbst gehörten und nicht länger, wie bisher uns selbst leben durften. Dafür ihm – ihm, der uns selbst erkauft und uns mit der Botschaft des Heils zu unserem Volk gesandt hatte. Er der verheißen hat: „Ich will dich mit meinen Augen leiten“, gab Schwester Maria einen Gedanken ein, den sie in die Tat umsetzte.

Sie bat nämlich den Lehrer unserer kirchlichen Schule, Herrn Š., uns zu erlauben, dass wir die Schulkinder singen lehrten. Er lenkte diesem Mann das Herz, das er einwilligte, und so durften wir jeden Mittwoch und Sonnabend von 11–12 Uhr alle Kinder, die wollten, zurückbehalten und sie neue Lieder lehren. Wenn ich jetzt zurückblicke, erscheint es mir so wunderbar, dass die Arbeit des Heiligen Geistes in der Slowakei mit Gesang anfing. Von Natur sind wir Slowaken ein sangesfrohes Volk. Noch heute, nach vieljähriger Erfahrung behaupte ich: Wenn man die slowakische Seele nicht durch Gesang erweckt, dann steht sie nicht zum Leben auf. Wir wussten

das damals noch nicht, weil wir nicht unter dem Volk erzogen waren und unser Volk überhaupt nicht kannten. Jedoch er, der Herr Jesus, kannte es! Und so erwies es sich, dass dieser unscheinbare Gedanken sein Gedanke war. Aber, was sollten wir jetzt lehren? Unsere sonst wertvollen und schönen Kirchenlieder passten durchaus nicht zur Erweckung, am aller wenigsten für Kinder. Sicherlich hat kein Volk so schöne Choräle, wie die Deutschen. Aber wunderbar, wenn Seelen aus dem geistlichen Schlaf erweckt werden sollen, so gebraucht man mit in erster Linie die so genannten Evangelisation-Liederbücher wie: *Reichslieder*, *Rettungsjubel* und andere mehr.

So brauchten auch wir unbedingt Evangelisationslieder – allein, wo sollten wir sie hernehmen? Es war keine Kleinigkeit, ein tschechisches Evangelisationslied Vers für Vers auf die Schultafel zu schreiben, es die Kinder auswendig lernen zu lassen, um es dann erst mit ihnen zu singen. Aber diese Mühe lohnte sich. Die Kinder lernten die Lieder und konnten sie nicht mehr vergessen. Ich selbst kenne jene Lieder, die ich damals die Kinder lehrte, nur in tschechischer Sprache, obwohl sie längst in Slowakische übersetzt sind.

Beim Gesang lasen wir immer einen Abschnitt aus dem Evangelium und erzählten den Kindern aufs Einfachste vom Heiland. Sie fingen an, ihn zu lieben und lernten mit Freuden ganze Kapitel und Abschnitte aus dem Wort Gottes auswendig.

In unserer Kirche wurde sonntags immer von 9–10 Uhr vormittags das Abendmahl gefeiert, „Beichte“ genannt. Wenn die Teilnehmer nach lutherischem Brauch dreimal vor den Altar traten, um zuerst die Absolution, dann das Brot und den Kelch des Herrn zu empfangen, spielte der Organist die Orgel und sang dazu mit den Chorknaben immer ein und dasselbe Lied.

Schwester Maria bat Herrn Pfarrer C. und Lehrer Š., ob wir mit unseren Kindern zu diesem Anlass auf dem Chor singen dürften. Und weil es sicher der Herr so wollte, mussten beide Männer, obwohl sie nicht gerade unsere Freunde waren, ihre Einwilligung geben.

Leise stahlen sich 40–50 Kinder die Treppe hinauf. Der Lehrer, der bis dahin gespielt hatte, überließ Schwester Maria seinen Platz. Obwohl schon viele Jahre seitdem vergangen sind, höre ich noch heute in der Erinnerung jene schöne Orgelbegleitung, majestätisch und leise zugleich, dazu die engelhaft reinen Kinderstimmen, wie sie vom Chor herabschwebten und das ganze Kirchenschiff erfüllten. Es klang so jubelnd und sehnsuchtsvoll zugleich:

Komm zu dem Heiland, komme noch heut,
Folg' seinem Wort, jetzt ist es noch Zeit ...“

Die Leute, die durch die Kirche zum Altar schritten, blieben unwillkürlich stehen und blickten hinauf, woher diese ungewohnten, überirdischen Töne kamen. Nun, so fingen wir an, unser geliebtes, schlafendes Volk durch Gesang zu erwecken. Anfänglich ging das gut, obwohl wir nicht lange in der Schule lehren noch in der Kirche singen durften. Dem Lehrer wurde die Sache nämlich unbequem, da sich die Kinder nicht nur mittwochs und sonnabendvormittags, sondern auch an den Sonntagnachmittagen mit großer Freude um das Wort Gottes sammelten.

So zogen wir uns mit ihnen in unsere Privatwohnung zurück. Dann überließ uns eine Frau auf Bitten ihrer Tochter für zwei Monate ihr leeres Häuschen für unsere *Sonntagsschule*, wie wir es nannten. Später vermietete sie uns das Häuschen. Wir liehen uns auch ein Harmonium.

Das hing alles nicht so schnell, wie es sich liest: Jeder Schritt war das Ergebnis vieler Gebete, denn wir waren ganz allein, und alles hing von ihm ab, der uns sandte. Er lenkte die Herzen der Menschen betreffs der Wohnung und des Harmonium, er schenkte uns später jene ziemlich unscheinbaren Wohnung, die wir etwa zwei Jahre benutzten, er schenkte uns neue, slowakische Lieder, eins nach dem anderen, er – und immer wieder nur er!

Es dauerte nicht lange, da erklangen in den Gassen unseres Städtchens die Lieder zur Ehre des Lammes, weil die persönliche Liebe zum Heiland in die Kinderherzen eingezogen war. Darauf zogen am Abend ganze Scharen singender Kinder durch diese Gassen.

Durch die Vermittlung von Herrn Dr. Baedeker erhielten wir durch Mrs. Robertson Testamente und Bibeln, so dass die kleineren Kinder unserer Sonntagsschule kleine Testamente, die größeren Bibeln hatten, in denen sie regelmäßig lasen. In jener Zeit fand in den evangelischen Häusern gar manche Bibel ihren Weg zum Ofensims, wo sie verstaubt und unbeachtet lag, auf den Tisch, um fortan gebraucht zu werden. Während am Mittwoch und Sonnabend nur Kinder zum Unterricht erschienen, kamen am Sonntagabend auch einige Eltern und insbesondere die erwachsene Jugend unter das Wort Gottes, so dass wir bei voller Stube und Küche manchmal mehr als hundert Personen beisammen waren.

Später war unser Sonntag folgendermaßen ausgefüllt: Von 8–9 Uhr Gebetsstunde mit den Knaben, die sich dem Herrn Jesus übergeben hatten. Danach gingen wir in die Kirche zum Gottesdienst. Am Nachmittag war Bibelstunde mit dem Jungfrauenverein und am Abend die oben erwähnte Andacht für Kinder und Erwachsene. Außerdem hatten wir noch eine Stunde, die die Kinder sehr liebten: Diese fand am Freitagabend statt. Vor dem Häuschen, das nur kleine Fenster hatte, stand die Straßenlaterne. Sie erhellte geheimnisvoll die unbeleuchtete Stube voller Kinder, die alle still dasaßen und den Geschichten lauschten, die ich ihnen erzählte. Am liebsten hatten sie die, die ich selbst erfand – vielleicht, weil am meisten Herz darin war. Obwohl wir mitunter fünfzig Personen waren, waren die Kinder so still, dass draußen niemand um unsere Zusammenkünfte wusste, und ebenso still gingen wir wieder auseinander.

Später entstand aus dieser Erzählstunde eine andere, wichtige Stunde, die allerdings bei Licht abgehalten wurde. Da erzählten die Kinder, was sie im Lauf der Woche in der Bibel gelesen hatten. Manchmal war es ganz überraschend, wie viel Licht und Verständnis

ihnen der Herr schenkte! Wenn ich jetzt auf diese Zeit zurückblicke, sehe ich, wie weit wir alle unter der direkten Leitung des Heiligen Geistes standen.

Allein, da Seelen erwachten, konnte Satan ich stille sitzen – und so entstand der Kampf. Oh, was versuchten die Menschen alles unter seiner Führung, um nur dieses Werk des Herrn unter den Kindern zu vernichten! Scheinbar siegte die Finsternis endlich über das Licht. Denn obwohl uns niemand verbot, die Sonntagsschule abzuhalten, wurden die Kinder in der Schule und zu Hause sehr bedrängt. Es wurde ihnen so lange verboten, zu uns zu gehen, bis sie fernblieben. Weil aber dennoch, sowohl unter den Kindern wie unter den Erwachsenen schon einige Seelen für den Herrn gewonnen waren, blieb eine kleine Gemeinschaft zurück, denn das Wort des Herrn ist wahr: „Es hilft kein Rat noch Stärke gegen den Herrn.“ Um aber diese durch die Feinde Christi vernichtete Sonntagsschule hübsch zu beschließen, schmückten wir für die Kinder einen Weihnachtsbaum, veranstalteten eine Feier und entließen so die armen, verängstigten Schäflein.

Später bildete sich wieder eine Sonntagsschule, die seit mehr als dreißig Jahren bis heute besteht und im Segen arbeitet, doch hat sie nie wieder jenen geistlichen Höhepunkt erreicht, auf dem jene erste im Glanz der ersten Liebe zu Jesus stand, wo die Lieder des Lammes anfingen, Fromme und Gottlose zu erwecken.

Dieser Abschnitt könnte den Titel *Unsere geistliche Kindheit* tragen. So wie ein Mensch gern an seine leibliche Kindheit zurückdenkt, so gern erinnert sich die Seele an ihre geistliche Kinderzeit, da der Schöpfer sie umbildete, um ihr sein Bild einzuprägen. Weder in der leiblichen noch in der geistlichen Kindheit ist Vollkommenheit, in beiden geht es nicht ohne Straucheln ab. Dass wir dabei nicht mehr Schaden genommen haben oder dauernd aus der Bahn geworfen wurden, da wir uns so vollständig allein überlassen waren, verdanken wir nur der bewahrende Gnade Gottes sowie dem Um-

stand, dass wir nichts anderes in Händen hatten, als *nur die Bibel*. Alles andere, Schritt für Schritt, gab uns allein der Herr.

Gleich im ersten Jahr dieser unserer geistlichen Kindheit kam ein junger Lehrer zu uns in unsere Stunden. Der Herr gab ihm die Gnade, dass er erweckt wurde. Wir schickten ihn zu unseren Freunden nach Böhmen, wo er sich gleichfalls dem Herrn auslieferte. Als er zurückkehrte, war er unser Bruder und Mitarbeiter. Der Herr lenkte es so, dass er die Lehrerstelle in unserem Städtchen erhielt und so unserer Sonntagsschule von 65 Kindern seine Klasse mit dreißig kleinen Schülern hinzufügen durfte, die er in seiner Wohnung unterrichtete. Aber nur einige Monate arbeitete er in T., dann ging er in die Missionsanstalt St. Chrischona in der Schweiz.

Etwa um jene Zeit schenkte uns der Herr die Gnade, dass unsere teure Mutter den Herrn Jesus erkannte und aufnahm, um von da an alle beginnende und wachsende Feinschaft treu mit uns zu tragen. Sie verlor die Gunst ihrer ganzen Verwandtschaft, nicht nur ihrer leiblichen Verwandtschaft, sondern auch der ihres Mannes, die sie bis dahin so sehr geliebt hatten, wie wir.

Kurz zuvor hatten wir nicht nur unsere 83-jährige Großmutter, sondern ein halbes Jahr später auch unseren einzigen Bruder durch den Tod verloren.

Inzwischen hatte unsere Schwester Božena ein Jahr in Prag verbracht, wo sie das Schneidern erlernte und in guter geistlicher Atmosphäre am inwendigen Menschen erstarkte. Heimgekehrt, arbeitete sie mit uns zusammen, jedoch auch nur für kurze Zeit, denn der Herr lenkte es so, dass wir durch Herrn Dr. Baedeker, mit dem wir in Wien zusammentrafen, die Adresse einer gläubigen Diakonisse erhielten, die in Pressburg, dem heutigen Bratislava, das deutsch-evangelische Diakonissenwerk angefangen hatte. Diese Schwester schickte uns durch Herrn Doktor einen Gruß und ein Buch und teilte uns mit, dass sie auf einsamem Posten stehe. Nun, wir richteten unsere Botschaft aus, lernten Schwester Elisabeth und auch das große evangelische Krankenhaus kennen, in dem es viele Slowaken gab,

denen aber die Schwestern wegen Unkenntnis der Sprache in geistlicher Beziehung nicht dienen konnten – wenn nicht eine Slowakin dorthin kam.

Wir überlegten, dass das eine schöne Arbeit für unsere Schwester wäre, wenn der Herr sie auf dieses Arbeitsfeld senden würde. Schritt für Schritt lenkte Gott alles. Als unsere Schwester die Wahrheit erfuhr, sehnte sie sich nach diesem Dienst Christi, und unsere Mutter legte sie gern dem Herrn auf den Altar. So wurde sie Diakonisse.

In der Anstalt wurde sie mit Freuden aufgenommen, denn sie kannte alle drei Sprachen, die im damaligen Ungarn nötig waren. Sie war jung, gesund und freundlich; die Kranken und besonders die Alten liebten sie wegen ihres sonnigen Wesens. Sie hatte eine gute Bildung, die Ärzte schätzten sie, man konnte sie überall hinsenden. Aber am liebsten arbeitete sie im Krankenhaus unter ihren Volksgenossen. Ihr folgten mehrere gläubige Mädchen in diese Anstalt, unter ihnen eine aus unserem kleinen Jungfrauenverein.

Herr Dr. Baedeker pflegte zu sagen, dass ein gläubiger Mensch seine Umwelt auf zehn Meilen weit bewegen könne und müsse. Nun, so begannen sich unsere lieben Schwestern zu rühren. Der Herr gab Schwester Božena die Gelegenheit, in Bratislava im Segen zu arbeiten. Da ich zu diesem Thema nicht mehr zurückkehre, will ich noch erwähnen, dass sie mit einer anderen Schwester nach Sopron (= Oedenburg) gesandt wurde, wo sie im Auftrag ihrer Leitung eine Station eröffnete. Der Herr gab den beiden die Möglichkeit, einen schönen, geistlich lebendigen Jungfrauenverein zu gründen, aus dem mehrere Mitglieder in den Dienst Christi traten. Später wurde unsere Schwester mit einer anderen nach Schwester Presova (= Eperjes) gesandt, wohl mit Rücksicht darauf, dass sie eine Slowakin und ihre Freundin eine Mährin war. Auch dort gab ihnen der Herr die Möglichkeit zu einer schönen und gesegneter Arbeit. Wie überall, wurden auch dort Seelen für den Herrn gewonnen. Besondere Erwähnung verdient eine gewisse Frau Huss, von der man wohl sa-

gen darf, dass sie der Lydia in Philippi glich. Sie wurde mit ihren Kindern gläubig. Später heiratete ihre mittlere Tochter Margit den bereits im Herrn entschlafenen Bruder Reinhold Urban, unseren guten Freund. Aber das fällt nicht mehr in den Bereich dieser ersten fünfzehn Jahre.

Inzwischen arbeiteten wir daheim in der Stille weiter. Unsere kleine Gemeinschaft wuchs trotz aller Hindernisse, es wurden Seelen erweckt – und der Feind wütete. Was wir damals ausgehalten haben, würden die lauen Gemeinschaften von heute wohl nicht überstehen! Wir waren vor das Lager hinausgegangen, um die Schmach Christi zu tragen. Wer sich uns anschloss, ja nur zwei- bis dreimal unsere Versammlungen besuchte, der musste diese Schmach mit uns tragen. Die schlimmsten, schmutzigsten Reden wurden öffentlich und ungestraft über uns verbreitet; es herrschte die allgemeine Ansicht, dass uns jeder antun dürfe, was er nur wollte.

Hätte uns beide irgendein Mensch in diesen Dienst gestellt, hätten wir davonlaufen müssen, um wenigstens ein Zipfelchen unserer Ehre zu retten! Weil aber der Herr uns gesandt hatte – und weil er, der Heilige und Reine bei uns blieb –konnten wir durchhalten und allen Stürmen zum Trotz vorwärtsgehen. Je mehr wir von den Leuten geschmäht wurden, desto reicher fühlten wir uns in ihm.

Nun sammeln wir schon unsere slowakischen Lieder, freilich nur aus geschriebenen Gesangbüchlein! Nach und nach hatten wir 40, 150, später sogar 330 Lieder. Unter ihnen etwa 200 Originallieder; die übrigen Waren aus dem Tschechischen, Deutschen und Englischen übersetzt. Es war ein großes Ereignis, als der erste vielseitige Traktat *Der letzte Weg* in slowakischer Sprache erschien, und ein noch größeres, als wir es wagten, das Büchlein *Gottes Charaktere* (auf Deutsch: *Gott war mit ihm*) herauszugeben.

Währenddessen hatte der oben erwähnte Lehrer vier Jahre auf St. Chrischona verbracht. Von dort wurde er durch Herrn Dr. Clark in die Missionsarbeit berufen und als Lehrer und Levite (Hilfspfarrer)

für die tschechische reformierte Kirche nach St. Helena, eine Kolonie bei Moldova (im heutigen Rumänien) gesandt. Weil aber der Herr Jesus durch ihn wirkte, widerstand ihm der Feind und hetzte die politische und kirchliche Obrigkeit gegen ihn auf, so dass er nach einem einjährigen Prozess zum großen Kummer der Geschwister, die er für Christus gewonnen hatte, St. Helena verlassen musste.

Danach wurde er von Herrn Biberauer, dem eifrigen Vorkämpfer der Abstinenzsache in Budapest, als Sekretär des Internationalen Vereins vom Blauen Kreuz berufen. Als solcher besuchte er uns, sowie die da und dort verstreuten Gläubigen in Mengsdorf unter der Tatra und in Sarais.

In Amerika waren nämlich einige Slowaken zur Bekehrung gekommen. Heimgekehrt, zeugten sie unter ihren Landsleuten von der Gnade, die ihnen widerfahren war, und so entstanden kleine Kreise von Wahrheit suchenden Seelen, sowohl in Spiš wie auch in Šariš.

Auf diesen Reisen kann der Bruder mit einem gewissen Herrn Sturmann in Kontakt, der die Wahrheit suchte und, nachdem er gläubig geworden war, sehr eifrig in Tisovec und im ganzen Gemerer Komitat zu arbeiten begann. Er ging auch nach Ozdin und Novohrad, wo durch seine Arbeit einige Seelen erweckt wurden.

Durch die Bemühungen des Bruders wurde unsere Gemeinschaft in einen Blaukreuzverein umgewandelt, unter welcher Fahne wir seither stehen. Doch das geschah erst im weiteren Verlauf jener fünfzehn Jahre.

Wir hatten gleich zu Anfang einen Abstinentenbund mit den Kindern jener ersten Sonntagsschule. Später bildete sich unter uns die Gemeinschaft vom Blauen Kreuz, in die nur bekehrte Leute aufgenommen wurden, die sich nach folgenden Regeln zu richten versprachen:

1. Täglich das Wort Gottes zu lesen.
2. Ihr Leben nach dem Wort einzurichten.
3. Berauschenden Getränken zu entsagen.

4. Seelen zu Christus zu führen.
5. Bereit zu sein, um seinetwillen Schmach zu tragen.

Die Mitglieder legten alle Titel ab und nannten sich untereinander Brüder und Schwestern.

Blaukreuzvereine wurden später an mehreren Orten gegründet: In Mengusovec (Mengsdorf), Tisovec, Ozdin, Kysa, Kovačič und anderwärts.

Doch wir müssen in jene Zeit zurückkehren, da der Bruder noch auf St. Chrischona weilte. Da kam in unserer Versammlung ein Jüngling, namens Ján Rohaček zur Bekehrung. Es war eine plötzliche, aber gründliche Bekehrung. Er hatte eine recht lustige Vergangenheit hinter sich und wusste am besten, wovon er erlöst war; darum kannte seine Liebe zum Herrn Jesus und seine Sehnsucht, andere Seelen zu retten, keine Grenzen.

Wenn in den ersten Jahren unserer geistlichen Kindheit die Lieder vom Lamm in den Straßen unseres Städtchens erklangen, so halten sie jetzt auf den Feldern wider. Bruder Ján Rohaček war ein gewaltiger Sänger. Er hatte eine Stimme wie eine wohlklingende Glocke. Er selbst war ja hauptsächlich durch das Lied erweckt worden, dessen Refrain lautet:

Weh, und wer weiß, ob denn je
Du auch nur denkest an mich!?

Diese Worte verfolgten ihn bei Tag und Nacht. Und dann rief ihn der Herr zum Leben durch das Wort: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“ Als richtiger Soldat sprang er mit einem Satz auf und kehrte ein für allemal dem Herrn das Angesicht und der Welt den Rücken zu. Und so ist es bis heute geblieben. Ehre sei dem Herrn!

Wenn jemals ein Mensch die Gabe des persönlichen Zeugnisses hatte, dann hatte und hat er sie bis heute. In der verhältnismäßig

kurzen Zeit, in der er mit uns arbeitete, half er uns fleißig, Seelen zu gewinnen.

Aber wir müssen noch in jene Zeit zurückgehen, als unsere Arbeit an den Kindern aufhörte und die Versammlungen für Erwachsene begannen. Damals kam unter anderen ein siebzehnjähriger Jüngling, Josef Rohaček, zu uns, kein Verwandter von Bruder Ján Rohaček. Auch er gewann den Heiland lieb. Er war ein zielstrebiger, dabei etwas kritisch veranlagter Idealist. Als sein Pflegevater (er hatte keinen Vater mehr) ihn vor die Wahl stellte, entweder den Herrn Jesus und diese Schwärmerei oder sein Haus zu verlassen, da er wählte er Letzteres und ging heimatlos und verlassen nach Wien. Da er eine schöne Handschrift und andere Fähigkeiten besaß, erhielt er in einem Geschäft die Stelle eines Korrespondenten für slowakische Hausierer. Er besuchte dort die Methodistengemeinde und die freireformierte Gemeinde. Der damalige Prediger der Letzteren, W. Cejnar, nahm sich des lernbegierigen Jünglings an und ebnete ihm den Weg in das Missionshaus Neukirchen, wo er selbst seine Ausbildung empfangen hatte.

Kapitel 2

Wenn ich daran gehen wollte, die Einzelheiten unserer Erfahrungen zu schildern, so würde dies ein umfangreiches Buch geben, und ich darf wohl behaupten, dass auf jeder Seite die Barmherzigkeit Gottes einerseits und die listigen Anläufe Satans andererseits deutlich hervortreten würden. Da dazu keine Zeit ist, muss ich mich auf einige Ereignisse beschränken, die sich meinem Herzen unauslöschlich eingegraben haben und von der großen Liebe meines himmlischen Vaters zeugen.

Unser Gott, dem wir vertrauten, bewies sich uns als der Herr, der Gebete erhört. Wir wohnten in einem Haus zur Miete, und mit einem Mal brauchte unser Hauswirt diese Wohnung, daher mussten wir uns eine andere suchen. Es ging uns dabei wie in den Missionaren in China, die eine Wohnung suchen. Doch die Chinesen verabreden sich, ihnen keine zu geben, weil der Mandarin ihnen verboten hat, diese fremden Teufel aufzunehmen. Auf diese Weise will Satan erreichen, dass die Boten Christi die Stadt verlassen. Auch bei uns hatte er diese Absicht. Wir waren in T. geboren, und das schützte uns ein wenig, dass man uns nicht geradezu die Tür wies, aber im ganzen Städtchen war für uns kein Raum. Der Zeitpunkt, zu dem wir die alte Wohnung verlassen sollten, rückte täglich näher. Alles Suchen war bisher vergeblich.

Wenn ich durch die Straßen des Städtchens ging und die Reihen der Häuser überblickte, betete ich oft im Geist: „Herr, du siehst, wie viele Wirtshäuser Satan in unserem Heimatsort hat! Ist denn für dich wirklich kein einziges Haus da? Das kann ich nicht glauben! Auch für dich müssen sie hier einen Raum haben. Bitte, zeige ihn uns!“ Und obwohl die Dinge so standen, dass wir nicht einmal eine Wohnung mit zwei Stübchen bekommen konnten, gab mir der Heilige Geist die Freimütigkeit, zu beten: „Herr, lass uns ein Häuschen finden, dass allein steht und drei Stuben hat, die dritte für die Ge-

meinschaft ...“ Die Antwort kam nicht, aber wir glaubten und beteten weiter.

Es fehlten nur noch acht Tage und nirgends gab es eine Aussicht. Da kommt eines Morgens eine Frau zu uns und macht uns auf ein Haus aufmerksam, dass ein Hausiererin kürzlich gekauft habe, dass sie jedoch nicht zu bewohnen gedenke, da ihr verstorbener Mann ihr ein Haus in den Kopanitzen hinterlassen habe. Sie riet uns, uns brieflich an die Eigentümerin oder an die Leute zu wenden, denen sie es zur Verwaltung übergeben hatte. Obwohl uns die ganze Sache ziemlich unglaubwürdig erschien, beschlossen wir, den Versuch zu wagen. Und siehe da – es war das vom Herrn erbetene Haus!

Als wir es besahen, sah es so wüst aus wie eine Ruine. Doch es hatte einen von zwei Toren fest abgeschlossenen Hof, es hatte drei Stuben nebst Küche, Kammer und Holzschuppen. Kurz, alles, was wir brauchten.

Diese eine Woche genügte, um es zu tünchen und es vorläufig soweit zu reinigen, dass wir darin wohnen konnten. Noch fehlten zwei Tage bis zu unserem Termin, da waren wir schon aus der alten Wohnung umgezogen. Diese Erfahrung hat unseren Glauben nicht wenig gestärkt!

Wir begannen das Haus herzurichten, als wäre es unser Eigentum. Den schmutzigen Hof verwandelten wir in einen Garten. Den einen Flur in eine Sommerstube, den anderen in eine Sommerküche, so dass wir über die Ferien in unserer Gastzimmer eine Familie aus Wien aufnehmen konnten, die uns die Hälfte der ganzen Jahresmiete bezahlte. Doch darauf komme ich später noch zurück.

Hinter dem Hof befand sich ein großer Gemüsegarten mit vielen Pflaumenbäumen. Dieser war allerdings seit vierzehn Jahren nicht umgegraben worden und so verwildert, dass wir, als wir ihn zu bearbeiten anfingen, alleine 52 Schubkarren mit Distelwurzeln herausfahren mussten. Doch er entschädigte uns für diese Mühe mit solch einem Reichtum an Kartoffeln, dass sie für das ganze Jahr ausreichten. Auch die Bäume versorgten uns nicht nur mit Obst für den Win-

ter, sondern trugen so reichlich, dass wir etwas davon verkaufen konnten. Von dem Erlös konnten wir die Arbeiter bezahlen. Und als wir alles berechneten, kostete uns die Wohnung keinen Heller; wir wohnten bei unserem Herrn zur Miete!

Sieben Jahren durften wir dort wohnen und mit unserer Gemeinschaft, die gerade in jenem Häuschen, in jener dritten, vom Herrn erbetenen Stube begann, nachdem wir unter dem darin angezündeten Weihnachtsbaum unserer Sonntagsschule begraben hatten, unsere geistliche Jugend verleben.

Ach, es war eine schöne Jugendzeit! Wohl inmitten der Pfeile des Feindes, inmitten wachsender Schmach, aber unter dem Schutz jener Adlersflügel, die uns deckten und trugen. Hier wurden unsere *Zionslieder* geboren; hier erblickte auch das Büchlein *Ohne Gott in der Welt* das Licht der Welt. Da es bisher in vierzehn verschiedenen Sprachen die Ehre Gottes verkündigen darf, will ich mich ein wenig bei seiner Entstehung aufhalten.

Ich hatte den Aufruf eines slowakischen Verlegers gelesen, der unserem Volk guten Lesestoff besorgen wollte und „um Gottes willen“ bat, es möge doch jemand ein Buch für Kinder schreiben, da nirgends etwas Passendes vorhanden sei. Das Wort, „um Gottes willen“ berührte mich so sehr, dass ich den Herrn bat, er möge mir ein Büchlein schenken, das die Kinderherzen zu ihm ziehen könnte. – Er erhörte mich und schenkte mir die ersten Ideen, und als ich mich zum Schreiben hinsetzte, gab er mir Wort für Wort, das ganze Büchlein. Weil ich diese Erzählung in einem Zug niederschrieb, wozu ich allerdings mehrere Stunden brauchte, gleicht sie einem dahinfließenden Gebirgsbächlein. Vom Herrn erbeten, war Die Erzählung eine Gabe Gottes und ließ einen tiefen Eindruck, vor allem in meinem eigenen Herzen zurück. Noch heute habe ich, so oft ich sie durchlese, Segen und Gewinn davon. Die Gaben Gottes verlieren niemals ihren Wert.

Nachdem sie niedergeschrieben war, wollte ich mich überzeugen, ob es auch wirklich eine Erzählung für Kinder sei, und so rief ich

unsere damals noch bestehende Sonntagsschule zusammen, in der sich Kinder von 6–14 Jahren befanden und las ihnen die Geschichte vor.

Als ich sah, welchen Eindruck sie hervorrief, hatte ich Mut genug, Herrn B. das das Manuskript zu senden. Der betreffende Herr war zwar gern bereit, das Buch in seinen Verlag aufzunehmen, aber er fand, dass es zu viel Wort Gottes enthalte und fragte, ob er das nicht auslassen dürfte. Ich erwiderte, dass das Büchlein eine von Gott erbetene Gabe sei, und darum möge er es entweder Wort für Wort abdrucken oder mir das Manuskript freundlichst zurücksenden.

Er sandte es nicht zurück, und das Büchlein erschien bald darauf in tschechischer und, dank dem Verdienst unseres bereits heimgegangenen Freundes, Herrn Reinhard Urban, in deutscher Übersetzung. Aus dem Deutschen wurde es ins Polnische, Serbische und in viele andere Sprachen übersetzt, und so hat es die Welt durchwandert. Denn der Herr hat das, was er schenkte, nicht nur dem kleinen slowakischen Volk, sondern auch den großen Völkern gegeben. Ihm sei die Ehre!

Was mich anbelangt, so wäre ich aus mir selbst niemals imstande gewesen, eine so kleine Erzählung zu schreiben, da ich es nicht verstehe, mich so kurz zu fassen.

Ich hatte in jener Zeit schon zwei Erzählungen niedergeschrieben, die eine mit dem Titel *Unter dem Banner der Liebe*, die andere mit dem Titel *Heimatszauber*. Beide liegen bis heute in meinem Schrank und werden wohl nie das Licht der Welt erblicken, obwohl sie manche Leser vielleicht ganz gern in die Hände bekämen.

Die slowakische Kritik hat meinen „Martinko“ nicht allzu freundlich willkommen geheißen. Ein sonst hoch gebildeter Pfarrer und Senior schickte Herrn B. die gesandten Exemplare mit der Bemerkung zurück: „Verbreiten sie diese Bücher nicht; sie haben eine zu gottlose Tendenz!“ Dennoch übernahm Herr B. noch ein zweites Büchlein von mir: *Gestillte Sehnsucht*.

Gern denke ich an die Jahre zurück, die wir in diesem Häuschen verbrachten. Vor meinen Augen steht der im Frühling mit Blüten übersäten Obstgarten, mit dem langen, grünen Rasen, der am Bach endete. Dieser Bach war an einer Seite von einem hohen Ufer umgeben, an dem sich eine Allee schattiger Erlen hinzog, und floss so ruhig dahin, wie ein guter Gedanke. Wie gut ruhte es sich nach fleißiger Arbeit in der Stille dieses Gartens! Wenn wir im Schatten der Bäume saßen, kamen uns immer schöne, reine Gedanken, entweder für Evangelisationsvorträge oder für schriftliche Arbeiten. Ach manches Interessante ließe sich von dem Leben dort berichten.

Von jenem lieben Häuschen aus machten wir mehrere weiter Besuche, durch die der Kreis unserer Bekannten und Freunde erweitert wurde. Zweimal lud uns Herr Dr. Baedeker zu sich nach Wien ein, als er auf seinen weltweiten Evangelisationsreisen dort Halt machte. Die Familie des Methodistenpredigers Rösch, dessen sehr liebe Frau und Kinder später einmal den Sommer bei uns verbrachten, nahm uns immer sehr gastfreundlich auf. In ihren schönen Versammlungen sättigten sich unsere Seelen am Wort Gottes und erfrischten sich an den wunderschönen Chorgesängen. Jedes Mal brachten wir uns ein schönes, neues Lied in Übersetzung mit. War die Melodie wertvoll, der Text jedoch nicht zum Übersetzen geeignet, dann schenkte uns der Herr zu dieser Melodie ein slowakisches Lied gleichen Inhalts.

Ein Abschied von dieser Gemeinde ist mir für immer im Gedächtnis geblieben: Sie sang uns zwei schöne Lieder. Beim ersten sang der vierstimmige Chor nur die Begleitung, während eine einzige, reine Frauenstimme die Melodie sang. Schöner werden sie nur droben singen, in der Heimat der ewigen Harmonie. Nur ein musikalischer Mensch kann nachempfinden, welch ein Genuss das für Schwester Maria war. Sicherlich hat der Herr Jesus dem lieben Ehepaar Rösch all die Liebe vergolten und wird es ihnen auch heute noch in ihrem Alter vergelten.

In Wien lernten wir auch die Familie Parel kennen, die dreimal die Ferien bei uns verbrachte, worauf ich noch zurückkommen.

Auf der Rückreise von Wien hielten wir uns immer in Bratislava bei Schwester Božena auf, und der Herr gab uns Gelegenheit, jene Schwestern dort, die ihn liebten, geistlich zu stärken.

Einmal besuchten wir Božena auch in Sopron, als sie dort Gemeindeschwester war. In ihrem Jungfrauenverein gab uns der Herr die Möglichkeit, das Evangelium zu verkündigen und jene jungen, vom Geist Gottes erweckten Seelen kennenzulernen. Wir weilten zum *Himmelsfahrtsfest* dort und suchten diesen schönen Tag gründlich zu nutzen. Niemals vergesse ich den Vorabend des Festes. Wir spielten gerade auf dem Harmonium, als plötzlich das Abendläuten erklang. Sie läuteten wohl zusammen mit allen Glocken, aber wir hörten nur eine heraus. Das war eine große Glocke mit prächtigem Klang; sie läutete eine volle Stunde und es war, als rief sie immer wieder: „Morgen ist das Fest des Herrn!“ Unter diesen erhabenen Klängen entstand in Marias Seele jene wunderbare Komposition, die sie uns in Wort und Lied hinterlassen hat: „Er geht nach Hause, Jesus der Heiland“, die unser Chor später zu Ehren des himmlischen Königs zu singen pflegte. Auch eine schöne russische Melodie brachten wir uns von dort mit, die wir bis heute singen, ebenfalls mit dem Text von Schwester Maria.

Als wir auf dem Weg nach Sopron zwei Stunden den großen Plattensee entlangfuhren, begleitete uns die ganze Zeit solch ein großartiges Froschkonzert, dass ich es bis heute im Gedächtnis habe. Die einen quakten, die anderen unkten, die dritten stießen langgezogene Töne aus, wie klatschsüchtige Weiber, die einander eine Lappalie oder die neueste Neuigkeit erzählen, wobei ein Frosch die anderen zu überschreien suchte. Zwar ratterte die Eisenbahn, aber die kalten Vertreterinnen jenes großartigen Konzerts übertönten auch diese Melodie. Um uns, hinter uns, vor uns entlang das holdselige: „Quak, quak, quak – hu, hu krrrr – quak!“ Das uns dieses Konzert besonders erhoben hätte, kann ich nicht behaupten. Spurgeon, der Gottes-

mann, hat recht, wenn er sagt: „Die Frösche in Ägypten waren eine Plage, allein wegen ihres Gequaks, mit dem sie jedermann ermüdeten.“

Während wir in jenem kleinen Häuschen wohnten, erreichte die Feindschaft, die der Feind gegen uns angestiftet hatte, einen solchen Grad, dass wir nicht mehr die Kirche besuchen konnten, ohne brutalen Angriffen ausgesetzt zu sein. Da geschah etwas, was unsere kleine Gemeinschaft zu einem entscheidenden Schritt trieb. Von der Kanzel, wo immer wieder gegen uns gepredigt wurde, erging eines Sonntags eine Predigt über den Text, wie der Herr Jesus den Tempel in Jerusalem gereinigt habe. Er habe aus Stricken eine Peitsche geflochten und all diejenigen hinausgetrieben, die durch ihren Handel das Haus Gottes zu einer Mördergrube gemacht hätten. Ein Satz dieser Textauslegung lautete: „So müssen auch wir tun und alle Schwärmer hinaustreiben, die unsere Kirche schmähen.“ Ob der Herr Pfarrer das, was er sagte, wörtlich meinte, weiß ich nicht; aber seine Gemeindeglieder fassten es so auf.

Als unserer Brüder die Kirche verließen, flogen ihnen aus der Menge Schimpfworte nach; es wurde ihnen zugerufen: „Auch wir müssen eine Peitsche nehmen und euch aus diesem Gotteshaus hinausjagen, da ihr unsere Kirche schmäht.“

Da wandten sich unsere Brüder um und entgegneten: „Ihr müsst uns nicht hinausjagen; wir gehen von selbst!“

Wir hatten bisher von 8–9 Uhr Versammlung gehabt und waren nach Schluss derselben alle zur Kirche gegangen. Am Sonntag nach jener traurigen Begebenheit gaben wir bekannt: Wer nach unserer Gebetsstunde zur Kirche gehen will, der möge es tun. Nachdem einige sich entfernt hatten, blieben wir anderen um das Wort Gottes versammelt, glücklich, dass wir nicht länger jenes Schimpfen und

Wettern anhören mussten. So ging es all die Jahre Sonntag für Sonntag.

Es wurde niemals einem Besucher unserer Gemeinschaft verwehrt, in die Kirche zu gehen. Nachmittags fingen wir erst um vier Uhr an, wenn der Gottesdienst in der Kirche vorüber war, und ein Abendgottesdienst findet dort überhaupt nicht statt. Wir erklärten, dass wir in diese Kirche erst zurückkehren würden, sobald ein bekehrter Pfarrer auf dieser Kanzel stehen würde. Wir schlossen uns keiner Freikirche an, noch bildeten wir eine neue, das uns dazu geeignete Männer fehlten. Wir wollten nur *wahrhaft evangelisch* sein und innerhalb unserer in starrem Schlaf liegenden Kirche ein kleiner Zweig jener sein, die die lebendige Kirche bilden, deren Glieder nicht nach den Nummern einer Matrikel[1] gezählt werden, sondern die im Buch des Lebens des Lammes geschrieben sind. Wir wussten aus der Heiligen Schrift, dass nur im Blut Christi gewaschene, durch den Heiligen Geist wiedergeborene Seelen lebendige Glieder des Heiligen Hauptes im Himmel sein können.

Häufig hat man uns vorgeworfen, wir hätten, wenn wir die schlafende Kirche erwecken wollten, uns nicht von derselben isolieren dürfen, sondern in ihr und mit ihr arbeiten müssen. Wir versuchten das von Anfang an, doch wir hatten mit unseren Bemühungen niemals Erfolg.

Dazu will ich ein Beispiel anführen, um wenigstens einen dieser Versuche zu schildern: Unsere kirchlichen Schulen, die evangelische wie die katholische, veranstalteten alljährlich ein sogenanntes Maifest (Majales). Die Kinder verbrachten dazu mit ihren Lehrern einen Tag im Wald. Am Nachmittag kamen ihnen die Zigeuner mit ihrer Musikkapelle und der Gastwirt mit seinen aufklärenden Produkten, auch stellten sich die Eltern und die erwachsene Jugend ein, und nun wurde dem Tanz und dem Trunk gehuldigt. Die Sache endete spät in der Nacht in irgendeiner Schenke.

---

[1] Ein Verzeichnis von Namen beziehungsweise ein öffentliches Verzeichnis.

Um unsere Sonntagsschule vor diesem Götzendienst unter jedem grünen Baum zu bewahren und von diesem *Maifest* abzulenken, beschlossen wir, einen Ausflug zu machen und ebenfalls mit den Kindern einen Tag im Wald zu verbringen. Das war in jener Zeit, als unsere Sonntagsschule blühte und grünte. Auch hatten wir schon einen Kreis entschiedener Abstinenten. Dazu hatten für den Nachmittag die Eltern und die Jugend, vor allem den Herrn Pfarrer eingeladen. Am Morgen zogen unsere Kinder unter frohem Gesang zur Ehre Gottes aus, die Knaben mit weißen Schärpen, die Mädchen festlich mit Heckenröschen geschmückt. Schwester Božena führte sie aus. Sie war zu der Zeit noch nicht ins Diakonissenhaus eingetreten.

Im Wald hielten wir nach einem guten Frühstück einen schönen Kindergottesdienst ab. Dann machten die Kinder fröhliche Spiele, flochten Kränze aus Eichenlaub und schmückten sich damit. Andere trugen trockenes Reisig herbei und legten es unter den Kessel, in dem ein Gulasch für das Mittagessen kochte. Andere, größere Kinder bereiteten aus umherliegenden Baumstämmen provisorische Bänke für die Zuschauer, die am Nachmittag an unserem Fest teilnehmen wollten.

Auf der schönen Waldwiese, wo die *Maifeste* gewöhnlich stattfanden, befand sich auch das Harmonium, dass wir von der Schule geliehen hatten. Für die Feier hatten wir Lieder, Gedichte, Abschnitte aus Gottes Wort und anderes mehr eingeübt. Wir alle, die Kinder und wir, waren sehr glücklich. Über uns wölbte sich der wolkenlose Himmel, besonders während des Mittagessens, das uns in der frischen Waldluft vorzüglich mundete. In den Zweigen sangen die Vöglein, wir hörten das Rufen des Kuckucks, der Wald und die Blumen dufteten. Wir fühlten die Nähe und die Gegenwart des Schöpfers und Lebensfürsten. Ach, war für schöne Stunden waren das!

Dann kam der Nachmittag, und mit ihm unsere Gäste – auch der Herr Pfarrer. Allen gefiel unser reichhaltiges Programm. Die Kinder

ernteten sogar Lob. Nach dem Kaffeetrinken sollten die Spiele beginnen.

Plötzlich ..., niemals vergesse ich diesen Augenblick! Der Herr Pfarrer lächelte einem Häuflein von Burschen zu, die in der Nähe standen, zwinkerte mit den Augen und sprach: „Ich weiß schon, Jungens, was ihr gern möchtet! Na, geht nur!“

Ich verstand ihn nicht, aber sie verstanden ihn wohl und liefen davon. Kaum hatten wir zwei Spiele beendet, da war auch schon die Zigeunermusik da. Im nächsten Augenblick drehte sich die Jugend im Kreis, darunter natürlich auch unsere größeren Kinder. Doch nicht alle Kinder befanden sich unter den Tanzenden! Einige blickten ganz erschrocken auf dieses Treiben, und als sie uns beide betrübt fortgehen sahen – denn wir hatten hier nichts mehr zu suchen –, schmiegten sie sich wie verschüchterte Küchlein an uns. Als einige der Tanzenden bemerkten, dass wir fortgingen, rannten sie aus dem Kreis heraus – und flugs hinter uns her! Die übrigen, die gegen ihre Überzeugung bei dem Tanz blieben, kamen überhaupt nicht mehr zur Sonntagsschule. Es war für sie der entscheidende Schritt, der sie in die Welt zurückführte. Mehrere von ihnen sind später an den Freuden der Welt zugrundegegangen und jung gestorben. Sie starben ohne Christus, von dem sie sich in jener Stunde abgewandten.

Für uns war dieser Sieg der Macht der Finsternis ein furchtbarer Schlag –, aber er öffnete uns die Augen. Wir erkannten gründlich, dass das Werk Christi sich weder mit der frommen noch mit der gottlosen Welt verbinden lasse. Der Mensch muss entweder mit Jesus von Nazareth vor das Lager hinausgehen, um mit ihm und für ihn zu leben und alle Ungerechtigkeit meiden, oder er tut besser daran, Christus den Rücken zuzukehren und überhaupt nicht an ihn zu denken.

Am Sonntagvormittag in der Kirche fromm zu singen „Der am Kreuz ist meine Liebe, und sonst nichts in dieser Welt“, und am Nachmittag oder Abend sich bei Tanz und Theater vor dem Fürsten dieser Welt zu beugen, das war nichts für uns! Wir konnten nicht

damit einverstanden sein, dass alle Einweisungen von Glocken, Orgeln, Schulen und Pfarrhäusern mit feierlichem Gottesdienst in der Kirche begannen und mit Tanz, Theater, Trinkgelagen und Kartenpartien endeten. „Welche Gemeinschaft hat Licht mit der Finsternis?“

Man hatte uns vorgeworfen, dass wir die evangelische Kirche schmähten, dass wir mit dem Glauben handeln würden, wie der Jude mit dem Leder. Diese Vorwürfe wurden von solchen erhoben, die den Begriff des Wortes *Kirche* überhaupt nicht verstanden. Denn sie wollten um keinen Preis etwas mit Jesus von Nazareth zu tun haben. Und so wenig man sich einen lebendigen Menschen ohne Kopf vorstellen kann, so wenig gibt es eine Kirche ohne Jesus Christus.

Heute, wo ich auf das alles – nach beinahe 40 Jahren – mit der Überlegung und den Erfahrungen einer 68-jährigen Jüngerin Christi zurückblicke, muss ich bezeugen, dass trotz aller Übereilungen und Fehler, die unsere geistliche Jugendzeit mit sich brachte, diese unsere Absonderung von der Welt, diese entschiedene Hinwendung zu ihm, heraus aus dem Lager, völlig biblisch war. Auch uns galt das Wort an Jeremia: „Jene sollen zu dir umkehren, du aber sollst nicht zu ihnen umkehren“ (Jer 15,19).

Sollte ich mein vergangene Leben noch einmal durchleben, so wäre ich erneut bereit, mit ihm und für ihn zu leben, der unwiderruflich gesagt hat: „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach!“

Ich nehme es denen nicht übel, die uns damals schmähten und später wie den schlimmsten Auswurf der Menschheit behandelten. Sie gingen einfach, wie sie geführt wurden. Kein Mensch, auch der edelste nicht, ahnt, wozu er fähig ist, wenn Christus nicht in ihm lebt. Ein anerzogener, papierener Christus kann niemand helfen. Ich habe erkannt, dass derjenige Mensch des tiefsten Sündenfalls fähig ist, der einst Christus hatte und sich dann von ihm abgewandt hat. Denn aus dem unbekehrten Saulus kann noch immer der wunderbare Führer Paulus werden, aber das kraftlose gewordene Salz taugt zu nichts anderem, als von den Leuten zertreten zu werden. Darum

ruft der Herr nicht der Welt, sondern uns die Worte zu: „Wacht und betet!“

Also dort, in jenem erbetenen Häuschen vollzog sich unsere Absonderung.

Zu den vielen Erweisungen der Durchhilfe und der gnädigen Bewahrung unseres Herrn gehört noch eine Erfahrung aus jener Zeit. Schwester Božena musste als Diakonisse einige Wochen hindurch Typhuskranke pflegen und erkrankte selbst daran. Als vor vier Jahren unser Bruder an dieser Krankheit starb und sie, die kaum Siebzehnjährige, zu ihm in die Fremde geeilt war, um ihn zu pflegen, hatte sie ihn auf ärztlichen Befehl wieder verlassen müssen, weil sie, wie es hieß, zu dieser Krankheit neigte. Und nun musste sie, kaum Diakonisse geworden, Typhuskranke pflegen. Beim vierten Patienten steckte auch sie sich an, und es bestand wenig Hoffnung auf ihre Genesung; schon deshalb, weil alle Roys an Typhus gestorben waren. Doch da stellten sich zwischen sie und ihr Scheiden von dieser Erde so viele Gebete, dass der Herr sie uns zurückgeben musste. Hätte er es keinem von uns zuliebe getan, so musste er es um Bruder Ján Rohačeks willen tun. Denn dieser damals neubekehrte junge Mann glaubte so fest und betete auf Schritt und Tritt um ihre Genesung, dass sein Glaube wohl Schaden genommen hätte – darum erhörte uns der Herr.

Unsere treue Mutter weilte bei unserer Kranken in Bratislava; Maria und ich waren allein daheim. Plötzlich fühlte ich mich innerlich getrieben, sie zu besuchen und Božena zu sagen, dass sie nicht sterben würde. Ich beriet mich mit Schwester Maria, und am anderen Tag tauchte ich unvermutet in Bratislava auf. In meinem Herzen war solch eine stille Glaubensgewissheit, die auch der Blick auf das veränderte Aussehen meiner Schwester nicht zu erschüttern vermochte. Sie kannte fast niemand mehr, ihr Blick war trübe, Gehör und Sprache begannen zu schwinden.

Nicht nur meine Mutter, auch Schwester Elisabeth freute sich, als sie plötzlich die Augen öffnete und mich sogleich erkannte. Wei-

nend erzählte sie mir, dass ihre gute Freundin, Schwester Rosa, nach Mähren fahren musste, da ihr Vater tödlich erkrankt sei. Dann begann sie, nach unseren Lieben daheim zu fragen, und als ich ihr mitteilte, wie sehr wir alle für sie beteten und dass der Herr Jesus mich zu ihr gesandt habe, um ihr zu sagen, dass sie nicht sterben würde, da lebte sie ordentlich auf. Das Fieber wich und die Gefahr war vorüber, obwohl die Krankheit noch andauerte. Unsere Mutter konnte am nächsten Tag heimkehren; ich blieb an ihrer Stelle dort.

Sowohl der Arzt als auch Schwester Elisabeth pflegten unsere Kranke vorzüglich. Dennoch trug ich schwer daran, dass sie den schweren Wein förmlich in sie hineingossen. Kaum hatte sie mir die Pflege überlassen, da nahm ich mir fest vor, dass sie aus meiner Hand kein Tröpfchen mehr erhalten sollte. Sie bekam es auch nicht und – dem Herrn sei Dank – sie wurde gesund. Niemandem hatte Schwester Elisabeth etwas Derartiges erlaubt; mir, der zähen Abstinentin, wagte sie nicht zu widerstehen. Der Erfolg all der vielen Gebete daheim war, dass ich nach kaum drei Wochen – noch dazu im Winter, zur Weihnachtszeit – unsere uns von Gott neu geschenkte Schwester zur Erholung heimbegleiten durfte!

Das war ein freudiges Willkommen, nicht nur mit Worten, sondern auch mit dem Gesang des schönen, neuen Liedes: „Am Himmel erglänzten Herrlichkeit und Macht!“ So tönte es uns mit Klavierbegleitung zweistimmig entgegen. Ach, wie schön sangen unsere Geschwister, obwohl sie noch ein ganz kleiner Kreis waren. Ja, so singt eben der Mund, wenn das Herz noch im Feuer der ersten Liebe zum Herrn Jesus glüht, und wenn es voll Dank gegen ihn ist, weil er sich aufs Neue verherrlicht hat.

Gar oft haben wir dieses Lied im Lauf der Jahre noch gesungen, später auch vierstimmig –, aber am schönsten erklang es doch in jener köstlichen Stunde unserer Heimkehr. Gäbe es keine Nacht, so würden wir niemals die Schönheit des Sonnenaufgangs kennenlernen. Und gäbe es keine Schmerzen, kein Leid, keine Trübsal, dann würden wir niemals die Größe, die Schönheit und die Zartheit der

Liebe Gottes empfinden. So aber werden wir einmal, wenn wir am anderen Ufer des Jordan stehen, beim Rückblick auf alles, was wir erlebt haben, ausrufen müssen: „Der Herr hat alles wohl gemacht!“

Kapitel 3

Die Lebensgeschichte eines Gotteskindes enthält zweierlei: Was Gott *an* ihm und mit *ihm* getan hat. Bevor wir weitergehen, möchte ich versuchen, etwas von den alltäglichen Begebenheiten und Freuden zu beschreiben, durch die der Herr uns erquickte, dass wir nicht müde wurden. Gott erzieht seine Kinder nicht durch menschliche Bücher, auch nicht allein durch Menschen! Er hat zwei Bücher: Das eine ist die Bibel, dass andere das Buch der Natur. Bei der Wiedergeburt öffnen sich dem Kind Gottes die Augen für diese beiden Bücher; sie reden nun zu ihm wie nie zuvor, so dass es auf jeder Seite die Größe und die Liebe Gottes bewundern muss.

Der größte und reinste Mensch war Adam. Er war es so lange, wie er mit Gott und für Gott inmitten der für ihn geschaffenen Natur lebte. So hatten auch wir etwas von Gottes Schöpfung, das mit uns lebte. Das waren vor allem unsere Blumengärtchen vor den Fenstern und im Hof, die unsere Mühe mit Schönheit und Wohlgeruch belohnten. Dann waren das unsere Haustiere.

Sie waren nicht zahlreich, aber ich denke gern an sie zurück. Ja, wenn ein Mensch sich mit Gott in Übereinstimmung weiß, zieht es ihn auch zur Schöpfung. Er fängt an, den Himmel über sich, die Wiesen und Felder, die Bächlein und Quellen, die grünenden und blühenden Obstbäume, die Berge und Wälder, die Singvögel und vor allem die Haustiere zu lieben. Er fühlt sich eins mit ihnen in der alles belebenden Liebe Gottes, die sie und ihn geschaffen hat und erhält.

Die Anhänglichkeit der Haustiere tut vereinsamten Herzen, von denen sich um Christi willen so viele Menschen abgewandt haben, doppelt wohl. So war es auch bei uns. Wir nahmen in das neue Häuschen einen sehr lieben Hund mit. Dieses Tier war so klug, dass ihm nur die Sprache fehlte

Einst, als ganz kleines Hündchen lag er im Fenster eines vornehmen Hauses in Senica auf einem schönen Kissen, hatte sich gesonnt

und dabei die für ihn immerhin große Stadt betrachtet. Da kam ein Bäckerjunge aus T. vorbei, der wohl den Unterschied zwischen Mein und Dein nicht kannte und das Hündchen einfach in seinen Heimatsort mitnahm. Dort verkaufte er ihn dem Herrn Postmeister, der in unserer nächsten Nähe wohnte. Der Tausch war für den kleinen Hund nicht so schlimm, denn sein neues Frauchen bereitete ihm ein ebenso hübsches Kissen, und sein Herr gab ihm die besten Bissen auf den Teller. Mit einem Wort, es ging ihm gut auf der Welt. Wir wohnten damals noch in unserer ersten Wohnung. Da unsere Küchentür direkt auf die Straße führte, konnte er leicht auch zu uns zu Besuch kommen.

In jener Zeit weilte mein Bruder Jaroslav über die Ferien daheim. Als großer Hundefreund rief der den kleinen Nachbar und freundete sich so innig mit ihm an, dass der Hund es aushielt, stundenlang neben ihm auf dem Sofa zu liegen, ohne sich zu rühren. Als unser Bruder abgereist war, setzte er seine Besuche fort. Er kam nicht etwa des Futters wegen, er hatte daheim genug! Er kam, weil er uns lieb hatte und unserer Zuneigung verspürte. Als wir im gleichen Sommer für sechs Wochen in die Berge gingen, war der Hund ganz untröstlich. Er wollte nicht fressen und saß den ganzen Tag vor unserer verschlossenen Tür. Als Schwester Maria eines Tages hinkam, um unsere Post abzuholen, sagt der Herr B. ärgerlich: „Nehmen Sie den Hund mit, sonst geht er mir noch drauf!“ Er gab ihr auch die Marke, die ihn berechtigte, auf der Straße zu bellen.

Es war, als wüsste der Hund, dass er zu uns gehörte, so stolz kam er bei uns an, und als wir nach einigen Wochen mit ihm zurückkehrten, ging er nie wieder zu seinem früheren Herrn. Ja, er machte sogar einen Umweg, um nicht an der alten Tür vorbeigehen zu müssen. Sein früherer Herr drohte ihm oft!

Als wir in unser Häuschen übersiedelten, kam er auch mit und verlebte all die Jahre dort mit uns. Es war ganz überraschend, wie dies stumme, kleine Geschöpf mit uns fühlte. Wenn wir eine schlimme, traurige Nachricht bekamen und ganz betrübt mit unse-

rer Mutter auf dem Sofa saßen, dann sprang er von seinem Plätzchen auf, schmiegte sich an uns und blickte uns mit seinen klugen Augen an, als wollte erfragen: „Was ist denn geschehen? Erzählt es auch mir!“

Kam aber die Nachricht von Schwester Božena, dass sie für einige Tage Urlaub erhielt, so merkte er gleich, dass wir uns freuten. Sagten wir ihm: „Jocky, Božena, kommt!“, Dann kannte seine Freude keine Grenzen.

Die Kinder unserer Sonntagsschule bewarben sich sehr um die Gunst des schönen Hundes, aber er lehnte aller Annäherungsversuche mit unfreundlichem Murren ab, obwohl er, als wir noch in der alten Wohnung waren und dort unsere Sonntagsschule abhielten, sich von seinem früheren Herrn aus regelmäßig zu dieser Stunde eingestellt hatte. Wir ließen ihn ein, sobald wir sein Kratzen an der Tür vernahmen, damit er uns nicht die ganze Zeit störte. Er lief herein, verbarg sich in seiner Ecke am Ofen und verharrte dort ganz still. Daher kam es, dass alle Kinder von T. ihn kannten und die unartigen Gassen Jungen ihm oft „Gläubiger Hund!“ nachriefen. Nun, da er zu uns gehörte, war auch er dem Spott ausgesetzt. Allerdings machte er sich nicht viel daraus!

Der er Kinder nicht sehr liebte, war es umso merkwürdiger, dass er, als unsere Freundin, Frau Prediger Rösch aus Wien, den Sommer bei uns verbrachte, der kleinen Johanna und Euphemia mit treuer Anhänglichkeit zugetan war. Die zweijährige Euphemia konnte mit ihm machen, was sie wollte. Wenn sie ihm ein Stückchen Kuchen mit den kleinen Fingerchen reichte, dann nahm er es sehr behutsam, um dem Kind nicht wehzutun! Freilich, rief sie häufig: „Ocky!“ und warf ihm einen ganzen Kuchen zu und dann kam sie ganz ernsthaft und verlangte: „Noch eins!“

Als die Kleine während ihres Aufenthalts schwer erkrankte und ihre Mutter sie sorgenvoll auf dem Schoß hielt, saß der Hund so traurig vor ihr, als wollte er sie mit seiner Teilnahme trösten. Ja, er,

das lebendige Quecksilber, ließ sich zu den Füßen des kranken Kindes ins Wägelchen legen und bewachte dessen Schlaf.

Unser zweites Haustierlein war eine kleine Henne. Woher sie kam, so schön und weiß und so überaus nützlich, das weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, dass sie eine Federkrone auf dem Kopf trug und deshalb den Namen Chochlenka[2] bekam. Wenn wir uns überzeugen wollten, wo sie war, brauchten wir nur zu rufen: „Chochlenka, wo bist du?“ Und sogleich kam das liebe, leise „koo, koo!“, mit dem sie sich stets ankündigte, bevor sie irgendwo hervorguckte. Während eines Frühlings und Sommers legte sie uns 130 Eier, alle gleich rötlich-weiß und sauber. Allerdings versuchte sie oft, ihre Eier zu verstecken, dass wir sie nicht finden konnten, und solch ein Versuch hätte sie beinahe das Leben gekostet.

Als wir sie ein zwei Tage vergeblich gesucht hatten, ließen wir noch einmal in dem alten Holzschuppen, der völlig leer war, unseren Lockruf ertönen. Darauf vernahmen wir ein fernes, schwaches Gackern. Nach langem, vergeblichen Suchen und Überlegen, entdeckte unser Tagelöhner, dass die Mauer des Schuppens und der Kammer auseinanderklaffen. Er stellte eine Leiter auf, leuchtete in den dunklen, engen Spalt und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, unser liebes Hühnchen herunterzuholen. Das Ärmste war wohl hinaufgeflogen, aber hinunter wollten es die Flügel nicht tragen. Wie froh waren wir, dass es vor dem Hungertod bewahrt geblieben war!

Niedliche kleine Freunde waren auch unsere Schwalben. Mit welchem Jubel kamen sie im Frühling dahergeflogen! Ebenso fröhlich nahmen sie im Herbst von uns Abschied. Auf unsere vorderen Diele hatten wir drei Nestchen. Da diese uns im Sommer als Speisezimmer diente, speisten sie in ihrem Häuschen und wir am Tisch. Wenn wir nach dem Essen zur Ehre Gottes ein Lied sangen, fielen sie mit ihrem lieblichen Gezwitscher ein.

---

[2] Chochol = Schopf.

Noch einen heimlichen Gast aus dem Tierreich hatten wir: Wenn meine Schwester ihre Lieder oder Kompositionen in der Stube jenseits der Diele spielte, vernahm sie öfters ein regelmäßiges Klopfen, das aufhörte, sobald das Spiel verstummte. Sie konnte sich dieses Klopfen nicht erklären, aber sie beachtete es nicht weiter, da es eher melodisch als störend wirkte. Endlich ließen wir die Diele erneut tünchen. Dabei rückten die Frauen einen kleinen, etwa 120 cm hohen Schrank von der Mauer und sahen, dass von der Straße herein unterhalb Mauer ein kleiner Gang führte. Dieser zog sich unter dem Schrank bis zur Stube hin und dann etwa einen Meter in die Höhe. Ich muss bemerken, dass die Mauern aus ungebrannten Ziegeln waren. Als die Frauen mit einem dicken Stock in dem Gang herumstocherten, fiel eine tote Hausschlange heraus. Da erwiesen ist, dass die Schlangen musikalische Geschöpfe sind, nehme ich an, dass der musikalische Genuss diesen unsichtbaren Freund herbeigelockt hat. Und wenn er sich dabei überaus wohlfühlte, dann gab er den Takt an. Es tat uns um dieses von den Menschen verachtete Tierlein herzlich leid, und wir freuten uns, dass es sich wohl gefühlt hatte, während unsere Versammlung die Lieder zur Ehre des Lammes sang.

Bei dieser Gelegenheit muss sich ein kleines Erlebnis erwähnen, dass ich etwa zwanzig Jahre später gemacht habe. Wir saßen auf Ozdin in Novohrad im Obstgarten der Familie Belina und warteten auf den Wagen, der uns heimwärts führen sollte. Um uns die Wartezeit zu verkürzen, sangen wir ein paar schöne Lieder. Ziemlich weit von uns auf dem Rasen saßen zwei fette Gänse. Als wir den ersten Vers zu Ende sangen, standen sie auf und kamen langsam näher. Endlich setzen sie sich neben uns und hörten aufmerksam zu. Ich hatte früher schon gelesen, dass Gänse musikalisch seien, aber dort habe ich es mit meinen eigenen Augen gesehen.

Der Gesang ist eine große Macht, besonders, wenn er vom Herrn geschenkt ist. Es ist, als wecke er die ganze Natur auf, damit auch sie mit einstimme. Ach, gar manche schöne Stunde hat uns die Schöp-

fung Gottes bereitet! Im Tausendjährigen Reich wird das Leben auf der Erde darum so schön sein, weil der Mensch wieder mit der Natur eins sein wird, wie Adam im Paradies. Ein kleines Stückchen von dieser Herrlichkeit durften auch wir erleben, während wir die alten Schäden unseres Hütleins neu aufbesserten.

Bruder K. mit seiner Kinderschar, alle dem Herrn angehörend. (S. 37.)

Kapitel 4

Wir hatten in unserer Stube einen Tisch, der gerade groß genug war, dass wir drei daran sitzen konnten, und oft saßen um diesen Tisch am Sonntag auch sieben Personen beim Mittagessen. Noch dazu zwei bis drei baumstarke Männer und Frauen, die nicht weniger staatlich waren. Sie kamen ein bis zwei Stunden weit, um das Wort Gottes zu hören. Sie blieben auch bis zur Mittagsstunde, und so teilten wir unser bescheidenes Mahl mit ihnen. Herr Dr. Ruzika in Bratislava hat recht, wenn er sagt und schreibt, dass viel mehr Leute an Überfütterung als an Hunger sterben. Es war nicht viel, was wir mit ihnen teilen konnten, aber unter Gottes Segen genügte es uns. Freilich, solche Ansprüche, wie sie die Gläubigen von heute, ja, sogar Kinder Gottes haben, die im Dienst des Herrn stehen, durften wir nicht stellen! Trotzdem erreichte unsere teure Mutter, die stets bereit war, auch den letzten Bissen zu teilen, das Alter von 83 Jahren; Schwester Maria wurde 65 Jahre alt.

Wenn ich die Leute beschreiben wollte, die zu uns kamen, würde ein großes Buch entstehen. Obwohl ich mich ziemlich beschränken muss, möchte ich hier doch einiges wiedergeben. Zu Anfang will ich das Wort stellen: „Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt.“

Unter diesen Leuten waren begabte, fähige Menschen, aber da sie alle ohne ordentliche Schulbildung aufgewachsen waren, konnten sie kaum lesen und schreiben. Es waren alte und junge Analphabeten darunter. Eine einzige Ausnahme bildete ein junger Hau-

sierer, der sehr belesen war, weil er sich, noch bevor er mit uns in Berührung kam, jedes slowakische und tschechische Buch angeschafft hatte. Als die Weisheit Gottes ihn zu unterweisen anfing, wurde durch eifrige Selbstbildung in einigen Jahren aus dem armen Hausierer ein angesehener Kaufmann im Banat.[3] Dorthin übersiedelte er später, als es nötig wurde, einen treuen Jünger Christi dorthin zu stellen, um den sich die für Christus gewonnenen Seelen sammeln konnten. Doch das gehört noch nicht hierher.

Dieser junge Mann war unsere rechte Hand in der Arbeit für den Herrn, wenn es sich um ein Unternehmen handelte, dass materieller Unterstützung bedurfte. Er machte nicht viele Worte, war aber trotz seiner Armut zu jeder Tat bereit. Nur zwei Beispiele will ich anführen:

Als wir unser Büchlein *Gottes Charakter* herausgaben, gab Ján M., wie alle anderen 10 Kronen als Beitrag; aber heimlich fügte er noch 100 Florin hinzu, wodurch er die Herausgabe des Büchleins ermöglichte.

Einst, als unser Harmonium, dass wir durch Vermittlung von Frau Baedeker erhalten hatten, und dass uns bisher gedient hatte, so verdorben war, dass man unmöglich mehr darauf spielen konnte, kaufte Ján M. ein schönes, gebrauchtes Harmonium auf seine Kosten und schenkte es Schwester Maria, damit sie dem Herrn Jesus zu Ehren darauf spielen könne.

Zu diesem jungen Mann gesellte sich sein etwas jüngerer Schwager, Michael K., der in großer Armut aufgewachsen war und schon als Knabe mithelfen musste, seine Mutter zu ernähren. Auf diese armen Trinkersöhne durfte man wohl das Wort beziehen: „Beharrlich habe ich auf den HERRN geharrt, und er hat sich zu mir geneigt und mein Schreien gehört. Er hat mich heraufgeführt aus der Grube des Verderbens, aus kotigem Schlamm; und er hat meine Füße auf einen Felsen gestellt, meine Schritte befestigt.“

---

[3] Ein Teil des heutigen Jugoslawien.

Oh, aus großen Tiefen hatten diese treuen Seelen gerufen und waren eine nach der anderen errettet worden. Die einen steckten durch die Sünden der Väter in diesem Schlamm, andere waren durch eigene Schuld hineingeraten, obwohl es auch von ihnen galt: „Ihr seid hingegangen, wie ihr geführt wurde.“ Beide jungen Männer brachten auch ihre hübschen, jungen Frauen mit, die beide begabt und wirklich bildungsfähig waren. Sie bildeten den Anfang unserer Versammlung, die sich aus Bewohnern der Kopanitzen[4] rekrutierte und die Eigentümlichkeit hatte, dass ganze Familien kamen. Zuerst kamen nur die Kopanitzen von T. Die Kunde von dem „neuen Glauben“ kam bis unter die Javorina[5] und erreichte die niedrigsten und höchsten Kopanitzen, die schon zum Dorf L. gehörten. Sogleich erzählte man sich von dem „neuen Glauben“, der entstanden sei. Diejenigen, die dazu gehörten, müssten, wie es hieß, ihre Sünden bekennen und ein ganz neues Leben anfangen, sie dürften weder trinken noch rauchen, weder schwören noch fluchen.

Das hörte auch ein Wirt, der überdies Musikant war, Ján Z. aus Podjavorina. Er war noch ein junger Mann, der auch ziemlich wohlhabend war, da seine Nachbarn ihre Äcker bei ihm vertranken, so dass sich sein Besitz auf diese Weise beständig vergrößerte. Neben anderen Eigenschaften und einem scharfen Verstand besaß er auch die Eigenschaft einer großen Neugierde. Nun, dieser neugierige Mann kam an einem Sonntag zu uns, um sich dieses „Neue“ anzuschauen.

Er hätte nicht von Kind auf in einer Musikbande sein dürfen, um nicht von dem heiligen Zauber unserer Evangelisationslieder erfasst zu werden. Auf den ersten Besuch folgte ein zweiter und ein dritter. Aber er kann nicht mehr allein, er brachte seine Frau, seine Schwester, seinen Bruder und sein Schwägerin mit, so wie das auch die übrigen Zuhörer taten. Aber was noch bemerkenswerter war: Er

---

[4] Auf Deutsch: *Weiler*. Einsam stehende Gehöfte, von Wald und Feldern umgeben.

[5] Berg, der die Grenze zwischen Mähren und der Slowakei bildet.

brachte auch fünf junge Männer mit, die er spielen gelehrt hatte. Sie sollten mit ihm eine Musikbande bilden, um bei Hochzeiten und in Wirtshäusern aufzuspielen. Einer von jenen Burschen sagte einmal: „Onkel Z. hat uns das Spielen, Trinken, Kartenspielen, Tanzen gelehrt –, und als er anfing, den Herrn und seine Wahrheit zu suchen, hat er uns ebenfalls mitgenommen, und wir sind mit ihm gegangen."

Es waren stattliche Burschen, alle noch unter achtzehn Jahren. Einer war besonders hübsch gewachsen und lebte als einziger Sohn bei seiner verwitweten Mutter in großer Armut, aber bei völliger Zufriedenheit in einem winzigen Hüttchen. Im Sommer verdienten sie sich ihr Brot für den Winter auf herrschaftlichen Gütern, und im Winter schlugen sie sich auf allerlei Weise durch. Mit allem zufrieden, ohne Ansprüche und Bedürfnisse, so lebten sie dahin und schliefen in der sie umgebenden geistlichen Finsternis, wie alle um sie her, nur mit dem Unterschied, dass die einen dabei vielleicht etwas ordentlicher waren als die anderen. Oft beobachtete der Sohn, wie seine Mutter, wenn der Mond mit seinem Silberglanz die Gärten und Felder übergoss, andächtig auf der Schwelle ihres Häuschens stand und zu diesem Licht betete, wie sie sich vor dem Mond neigte.

Da möchte jemand fragen, ob denn diese Leute nicht in die Kirche von L. gingen? Oh doch, sogar regelmäßig! Und im zwölften Lebensjahr ging jedes Kind in den Konfirmationsunterricht. Sie hatten allerdings keine Schulen, irgendein Bauer lehrte sie notdürftig lesen und schreiben – das war alles. Darum verstanden sie auch durchaus nichts von dem, was in der Kirche gepredigt wurde. Einer von den oben erwähnten jungen Männern erzählte uns aufrichtig unter Lachen: Wir von den Podjavoriner Almen waren im Dorf so geschätzt, dass die Burschen und Mädchen sich lachend anstießen, wenn wir zur Kirche kamen und sagten: „Seht, da kommen die Kälber von Podjavorina."

Und über alle diese jungen Burschen erbarmte sich der Herr. Außerdem auch über mehrere junger Männer. Oh, wie schön war es

jetzt unter der Javorina, als in Wiesen und Feldern die heiligen Lieder erklangen und die jungen Herzen von ihrem neugefundenen Glück nicht schweigen konnten, so dass die Botschaft hoch und höher, bis in die entlegensten Kopanitzen drang, die schon an Mähren grenzten, und die sich mit ihren Bewohnern in alten Zeiten des schlimmsten Rufs erfreut hatten. Dort hatten einst Räuberbanden gehaust, die die Landsleute, die mit ihrem Vieh auf die Jahrmärkte zogen, überfielen und töteten. Obwohl viele von jenen Räubern dem Henker nicht entgangen waren und das Räuberhandwerk endlich aufgehört hatte, so hatten doch die Kinder dieser Räuber das Blut ihrer Vorfahren in den Adern.

Auch aus diesen entlegenen Almen kamen einige Männer zu uns. Es waren hochgewachsene, baumstarke Männer, gerade wie die Kerzen vor dem Altar. Die Liebe Gottes reichte auch für diese Festung Satans aus. Dass dort nicht mehr ausgerichtet wurde und das Evangelium nicht tiefere Wurzeln fasste, kommt wohl daher, dass jene Männer dort fast alle sehr böse Frauen hatten, die um keinen Preis die göttliche Wahrheit annehmen wollten. Da aber die Frau und Mutter die Seele des Hauses ist und meistens den größten Einfluss auf die Familie hat, wurde dort fast gar kein Nachwuchs für Christus gewonnen.

Unter jenen Männern kam später auch einer von sehr edlem Charakter, der sich ganz dem Herrn übergab. Was seine Frau ihm an allerlei Bösem antat, weil er Christus nicht verlassen wollte, das übersteigt alle Begriffe. Ich bezweifle, dass Sokrates mehr von seiner Xantippe zu erleiden hatte, als unser Bruder O. von der Seinen, und dass er es stiller ertrug! Unseren lieben Bruder erlöste erst der Tod, da er während des Weltkriegs als Soldat in Albanien starb, von seinem schweren Los. Nach seinem Tod erkannte seine Frau, was sie besessen und verloren hatte, als der Sohn, den sie gewaltsam dem Vater und dem Heiland entfremdet hatte, ihr das mit Undank und Rohheit vergalt.

Unter den ersten, die aus unseren T.er Kopanitzen zugleich mit den oben erwähnten Brüdern unsere Versammlungen zu besuchen anfingen, war auch ein Mann mit seiner Tochter. Sie waren eigenartig hübsche Menschen mit überraschend schwarzen, tiefen Augen. Beide erkannten die Wahrheit, und von der Tochter darf gesagt werden, dass „die Wahrheit sie frei machte“. Ihr Vater, Bruder C., war der Typus eines Bauernphilosophen. Er hatte niemals ein Buch von Tolstoi gesehen, geschweige denn von diesem russischen Großen gehört. Aber wenn er zu reden anfing, dann war man ordentlich überrascht, weil seine Gesinnung mit der Tolstois sehr übereinstimmte. Jahrelang kam er zu uns als treues Mitglied unseres Abstinentenbundes. Weil wir aber immer wieder erwähnten, dass der Herr Jesus wiederkommen würde, um auf der Erde zu herrschen und er diese Lehre von der Wiederkunft Christi ablehnte, verließ er schließlich unsere Gemeinschaft. Das geschah aber erst in jener Zeit, als wir den Verein vom Blauen Kreuz bildeten. Er wehrte sich nämlich entschieden gegen das Tragen der Nadel, weil er behauptete, ein Kind Gottes dürfe keinerlei Abzeichen annehmen, das führe zu jenem Zeichen des Tieres zur Zeit des Antichrists. Da wir aber jenes Abzeichen nicht ablegen wollten, verließ er uns. Nicht so seine Tochter!

Heute, wo sie schon daheim beim Herrn ist, dem sie so treu gedient hat, darf ich sie wohl in der ganzen Schönheit ihres seltenen Charakters beschreiben. Doch zuvor muss ich noch einen besonderen Umstand erwähnen. So wie sie von Angesicht, an Geistestiefe, urwüchsigem Humor und Verstandesschärfe ihrem Vater glich, so waren ihre vier Brüder der Mutter nachgeraten, die, wie es heißt, eine sehr beschränkte Person war. Der älteste Sohn war ein schwacher Charakter, zwei jüngere waren schwachsinnig und einer vollständig verblödet.

Bruder C.s Mutter war eine Zigeunerin gewesen. Von ihr hatten Sohn und Enkel in die Schönheit des Angesichts, den dunklen Teint, die tiefschwarzen Haare und Augen, wohl auch die ungewöhnliche

Geistesschärfe und den gesunden Humor geerbt. Aus dem Leben ihrer Großmutter erzählte die Enkelin, dass sie in den ersten Jahren ihres Ehestandes so oft geseufzt habe: „Ach, wenn ich doch nur einmal meinen Willen durchsetzen dürfte!“ Einmal kaufte ihr Mann viel Obst ein und fuhr nach Ungarn, um es zu verkaufen. Beim Abschied sagte er zu seiner Frau: „So, nun kannst du deinen Willen haben, bis ich heimkehre!“ Er hatte die Absicht, einige Wochen fernzubleiben. Als er aber ins nächste Tal kam, ließ er Wagen und Pferde stehen und eilte zu Fuß nach Hause, um zu sehen, was seine Frau machte. Neugierig blickte er durch das kleine Fenster seiner Hütte – und was sah er da? Inmitten der Stube war ein offenes Feuer mit einem Dreifuß darauf und davor saß glückstrahlend, die Beine nach Zigeunerart untergeschlagenen, seine hübsche, junge Frau. Ob er zu ihr hineinging, das weiß ich nicht. Aber nur dies einzige Mal gelüstete die Zigeunerin nach ihrem früheren Leben. Dann wurde sie eine gute Frau und eine verständige Bäuerin.

Sie hatte ihre Enkelin alles gelehrt, was diese verstand: alle Hausarbeit und nähen, spinnen von Hanf und Wolle, schön waschen und plätten, kurz alles, denn ihre Mutter war früh gestorben. Diese hatte sie wohl auch nichts lehren können. Als die Großmutter starb, versorgte das Mädchen, das noch keine vierzehn Jahre alt war, den ganzen Haushalt. Sie mochte 18–19 Jahre zählen, als sie zum ersten Mal zu uns kam. Wir sahen sogleich, dass sie Vater und Bruder so rein hielt wie aus dem Schächtelchen. Sie war eine königliche Seele! Treu und dankbar bis zum Äußersten. Uns, die wir sie mit dem Herrn Jesus bekannt gemacht hatten, tat sie unaufhörlich Gutes. Ebenso tat sie denen wohl, die um Christi willen von ihren Angehörigen verstoßen waren. Einem jungen Mann wusch und flickte sie die Wäsche, wie die allerbeste Schwester. Wald und Garten mussten ihr immer etwas geben, was sie verschenken konnte: Pilze, Erdbeeren, Himbeeren, Kirschen, Birnen, auch Eier von ihren Hühnern und Milch von ihrer Kuh ... Die schönen schwarzen Augen sahen sogleich, was jedem not tat, und die fleißigen Hände waren stets be-

reit zu arbeiten, ohne je Bezahlung dafür anzunehmen, obwohl es in ihrem Haushalt oft ärmlich herging, dass monatelang Brot fehlte.

Es ist wahr, dass unsere Gemeinschaft umso treuer zusammenhielt, je mehr sie von der Welt verfolgt wurde. Aber so wie unsere Anitschka[6] C., liebte eben keines von uns. Aber, „wer Liebe sät, wird Liebe ernten"; das bewahrheitete sich auch an ihr. Wir alle hatten sie sehr lieb. Als nach einigen Jahren die Versammlung schon größer war, merkte doch jeder sogleich, wenn Anitschka C. nicht kam.

Sie hatte mehr als eine Stunde Weg ins Städtchen, aber trotz Regen und Schneeverwehungen, trotz Sturm und Wetter fehlte sie niemals am Sonntag in der Versammlung. Diese Treue half mir immer wieder, das Wort Gottes zu verkündigen.

Als unsere liebe Tabea unvermutet erkrankte und bei ihrem Vater keine hinreichende Pflege fand, da die Wege im Winter so schlecht zu gehen waren, dass der Doktor nicht dahinfahren konnte, nahm einer unserer jungverheirateten Brüder Schwester Anitschka in seinem Heim auf. Sie führten sie mit den Kühen her. Obwohl sich aus der Krankheit ein starker Typhus entwickelte und das junge Ehepaar nur eine kleine Stube samt Küche besaß, pflegte es sie mit Selbstaufopferung und treuer Liebe. Dort durften auch wir für sie tun, was in unseren Kräften stand. Es wurde viel für sie gebetet, aber weil ihre Seele dem Herrn wohlgefiel, eilte er, sie aus unserer Mitte zu holen. Wer weiß, ob dieser schöne, seltene Charakter nicht irgendwie Schaden genommen hätte, ob Versuchungen mancherlei Art nicht den Schmelz der ersten Liebe von ihrer Seele abgestreift hätten? Darum nahm er sie zu sich, als sie ihm am besten gefiel.

Noch einen Zuhörer aus unserer Versammlung muss sich beschreiben. Es war ein junger Mann. Peter M., dessen tragische Lebensgeschichte im Jahr 1926 unter dem Titel *Peterchen* in den *Wandsbeker Heften* erschien.

---

[6] Annchen.

Für die Leser, die dieses Lebensbild nicht kennen, will ich kurz zusammenfassend erwähnen, dass Peter M. blind war und darum immer einen Knaben als Führer haben musste. Einmal bekam er einen Knaben aus unserer Sonntagsschule, die damals schön blühte. Als er im Winter heimkehrte, ließ er sich gleichfalls in die Sonntagsschule führen, wurde ihr regelmäßiger Besucher und erkannte den Herrn Jesus. Durch unseren Bruder J. Ch., der sich damals auf St. Chrischona aufhielt und sich für ihn bei einem gewissen Herrn Lavanchy verwendete, kam er in das Blindeninstitut nach Wien, wo ihn sein gütiger Wohltäter die Korbflechterei, aber auch Lesen und Schreiben in der Blindenschrift erlernen ließ. Er versah ihn mit allen Bibelteilen, die es für Blinde in der deutschen Sprache gab; auch gab er ihm etwas Geld für den Anfang, kurz, er sorgte in väterlicher Weise für sein weiteres Fortkommen.

Bevor ich weiterschreibe, muss ich erwähnen, dass im Jahr 1887 drei Hausierer aus unserem Heimatsort in Kärnten zur Bekehrung kamen und sich doch der Baptistengemeinde anschlossen. Diese drei begannen gleichzeitig mit uns in T. als Baptisten zu arbeiten und wurden durch Prediger Merciz aus Bratislava und Kolporteur Stefšek besucht. Hier und da erlaubten wir ihnen, bei diesen Besuchen unseren kleinen Versammlungsraum zu benutzen. Da wir aber in einigen Fragen grundsätzlich anders dachten, hörten wir damit auf, hielten jedoch weiterhin die geschwisterliche Liebe durch das Band des Friedens aufrecht.

Jener erwähnte junge Mann, Peter M., hatte während seines Aufenthalts in Wien die Baptistengemeinde besucht und war auch Baptist geworden, er bildete unwillkürlich das Bindeglied zwischen uns. Denn obwohl er ein guter, treuer Baptist war, blieb er doch unser Bruder, der schon um seiner Blindheit willen in vieler Hinsicht von uns abhängig war. Mit unseren Augen las er seine Briefe, und die, die er in Blindenschrift schrieb, mussten wir erst verbessern und postfertig machen. Da er der deutschen Sprache mächtig war, konnten wir ihm aus den verschiedenen Zeitschriften, die wir erhielten,

Artikel, besonders Missionsberichte vorlesen, so dass er bald auf den Missionsfeldern in China, in Afrika und Asien und auf dem weiten Feld der Inneren Mission in Europa und in Amerika daheim war. Da er jung und lernbegierig war und mit einem vorzüglichen Gedächtnis begabt war, konnte er sich gut weiterbilden. Und was er selbst hörte, das teilte er seinen Zuhörern mit, denn schon bald hielt er in der kleinen Baptistenversammlung die Bibelstunden ab.

Welch eine Wohltat war es doch für den vollständig unwissenden und dabei blinden jungen Mann, dass der heilige Gott ihm auf diese Weise die Geistesaugen für die weite Welt und somit einen Quell schöner Gedanken für die einsamen Stunden erschloss, die entweder bei seinem Korbmacherhandwerk verbrachte, oder die er in der Dämmerung mit seinem Vater in der Stube saß, bevor dieser das Licht anzündete, das nur er zur Arbeit brauchte.

Uns beide belehrte der Herr selbst durch das Lesen dieser Zeitschriften und durch vorzügliche Bücher hervorragender Gottesmänner aus verschiedenen Ländern, und wir teilten diesen Segen treulich mit allen den Seelen, die der Vater zu dem Sohn zog und zu seiner unsichtbaren Kirche hinzufügte.

Bruder Ján Rohaček und Peter waren treue Kameraden. Sie waren eng durch die persönliche Liebe zum Heiland verbunden. Obwohl Peter M. sich mit der Korbflechterei ehrlich ernährte, wollte es doch mitunter für die beiden nicht ausreichen. Er klagte allerdings niemals und besaß jenen Stolz, der arme Leute mitunter auszeichnet, so dass man ihnen nichts anbieten noch schenken darf. Darum dachte Bruder Janko darüber nach, wie er dem Bruder helfen könnte, ohne dass dieser es erfuhr. Einmal saßen Vater und Sohn zur Dämmerstunde in ihrem Stübchen, als sie hörten, dass jemand die Tür zur Küche, ja auch die Stubentür öffnete. Es trat niemand ein; dafür rollte etwas herein und blieb vor dem Tisch liegen.

„Vater, macht Licht und seht nach, was das ist“, sagte Peter. Der Vater war schon dabei. Und was sieht er? Ein schönes, großes Brot liegt auf dem Boden, etwas, was sie sehr gut gebrauchen konnten,

da sie seit zwei Tagen keines mehr hatten. War das ein Staunen, eine Überraschung! Bruder Peter kam noch am gleichen Abend zu uns und versuchte zu erfahren, wer der geheimnisvolle Geber sei. Doch obwohl wir das wussten, verrieten wir es nicht. Wir sagten: „Weißt du, Bruder, das ist gerade wie in Gideons Traum, in dem das Brot zu den Midianitern rollte.“

Ein anderes Mal wieder fanden sie vor der Tür einen Sack voll Lebensmittel. Es war nur gut, dass ein kleiner Zettel mit den fast unleserlichen Worten dabei lag: „Was irgend ihr getan habt einem unter diesen geringsten, das habt ihr mir getan.“ Somit hätte Peter es auf das Gemeindeamt tragen lassen in der Befürchtung, dass irgendjemand von unseren Feinden Scherz mit ihm treibe, um nachher der ganzen Sache zu schaden. Auch diesmal erfuhr er nicht, woher die Gabe kam, obwohl er Bruder Ján sicher im Verdacht hatte; aber er konnte ihm nicht ins Angesicht sehen, und dieser verriet sich nicht!

Mit regem Interesse verfolgte Peter das weitere Geschick Ján Rohačeks, der bald darauf in die Schweiz ging, um sich auf St. Chrischona ausbilden zu lassen.

Mit der Begebenheit, die ich jetzt beschreiben will, greife ich zwar um ein halbes Jahr voraus, aber dem Ganzen zuliebe will ich sie lieber hier schildern. Sie trug sich zu, als wir schon in dem anderen Haus wohnten, wohin uns Bruder Rohaček noch vor seinem Weggang übersiedeln half.

Bruder Peter, der schon bei seinem Abschied kränkelte, starb bald darauf an galoppierende Schwindsucht. Trotz der Feindseligkeiten, denen die Kinder Gottes in unserem Städtchen ausgesetzt waren, wurde der blinde junge Mann von allen Einwohnern des Städtchens, Katholiken, Evangelischen und Juden geachtet und geschätzt. Persönlich hatte er keinen Feind, denn er half jedem, obwohl er arm war, so gut er konnte. Die Leute gingen nicht nur wegen seines Handwerks zu ihm, sondern auch, um sich Rat und Trost zu holen.

In unserer Nachbarschaft wohnte eine Frau, die als böse und unverträglich bekannt war. Sogar diese Frau hatte für ihn nur gute,

freundliche Worte. Und doch ging es bei seinem Begräbnis sehr stürmisch zu.

Das slowakische Volk war und ist bis heute wie das russische Volk. Lässt man es über eine Sache ruhig nachdenken, dann bleibt es sanft unverständig. Wird es aber gereizt und verhetzt, ist es der ärgsten Dinge fähig. Um das traurige Ereignis, dass ich es schildern will, verständlich zu machen, muss ich kurz berichten, was demselben vorausgegangen war.

Vor mehreren Monaten, als Peter M. nicht mehr das Haus verließ, starb das Kind eines Baptistenbruders. Als es geboren wurde, gehörte sein Vater noch der lutherischen Kirche an, es war daher vom evangelischen Pfarrer getauft und in die Matrikel eingetragen worden und gehörte mit vollem Recht zur evangelischen Kirche. Dieses Kind war von den Baptisten allein, ohne den Pfarrer zu fragen, auf dem lutherischen Kirchhof begraben worden. Das war ein sehr übereilter, taktloser Schritt gewesen. Der Vater meinte, da das Kind ihm gehöre, habe er in erster Linie darüber zu entscheiden, wo es begraben wurde. In großen Städten, wo die Friedhöfe der Ortsgemeinde gehören, ist das wohl möglich.

In diesem Fall aber jedoch lagen zwei unliebsame Hindernisse vor, die die Sache in ein ganz anderes Licht stellten. Die kirchliche Obrigkeit war beleidigt, dass die Baptisten in ihre Rechte eingegriffen hatten, indem sie ein Kind, das zur evangelischen Kirche gehörte, beerdigten, und noch mehr, dass sie, die mit dieser Kirche gebrochen hatten, es selbst ohne Vorwissen jener Obrigkeit auf dem evangelischen Kirchhof begruben. Nun, die Sache hatte ein wenig Staub aufgewirbelt, war jedoch scheinbar ziemlich rasch eingeschlafen. Aber nur scheinbar! Denn als Bruder Peter M. starb, erhob die Erinnerung ihr Haupt, und die kirchliche Obrigkeit verweigerte dem Entschlafenen die Ruhestätte auf dem lutherischen Friedhof, weil dieser der Kirche angehörte, aus der der junge Mann ebenfalls ausgetreten war. Nach dem Gesetz der Liebe waren sie ihm dieses Plätzchen schuldig – andererseits, da es ihr Privateigentum war und

die Kirchhöfe als Gärten angesehen wurden – brauchten sie Fremden keinen Eintritt zu gestatten.

Bei dieser Verhandlung viel sicher manches harte Wort von beiden Seiten und endlich gingen die Baptisten nach N. M., um sich bei der weltlichen Obrigkeit zu beschweren. Diese ordnete selbstverständlich an, dass der Verstorbene begraben werden müsse, und zwar als Evangelischer auf dem evangelischen Friedhof. Denn es gab in T. nur noch einen katholischen und einen jüdischen Friedhof, und dort wäre er nirgends aufgenommen worden.

Pfarrer C. nahm den Bescheid der Obrigkeit entgegen, erklärte aber zugleich, dass er, da er die Einsegnung nicht vornehmen werde, auch keinem Prediger einer anderen Denominationen gestatte, Zeremonien einer anderen Kirche auf seinem lutherischen Friedhof vorzunehmen. Dazu konnte ihn freilich keine weltliche Obrigkeit zwingen.

So wurde denn angeordnet, dass der Verstorbene unter der Aufsicht der Gendarmerie auf den Kirchhof getragen und bestattet würde, dass aber weder Gebet, noch Lied, noch irgendein Wort erlaubt sei. So geschah es!

Unser Bruder wohnte am oberen Ende, und der Friedhof ragt steil empor am unteren Ende des Städtchens. So mussten wir Gotteskinder den schlichten, schwarzen Sarg durchs ganze Städtchen begleiten. Obwohl einige Mitglieder der Baptistengemeinden aus Chvojnica und Myava, sowie Prediger Merciz aus Bratislava gekommen waren, bildeten wir doch alle miteinander nur ein kleines Häuflein. Doch wie einst die Kinder Israel durch die Wellen des Roten Meeres, so schritten wir inmitten der Welle einer anwachsenden Menge dahin. Keine Glocke läutete, kein Gesang ertönte, stattdessen lästerliche Reden, wüste Beschimpfungen ... Wären die bewaffneten Gendarmen nicht mit uns gewesen, dann hätten die drohend geballten Fäuste gern getan, was die verhetzten, fanatisch erregten Herzen ihnen geboten.

Ziemlich spät standen wir über der Grube, in die die finster blickenden Totengräber mit rohen Händen und sichtbarem Widerwillen den Sarg hinabließen, der einen Menschen einschloss, dem im Leben das Wort gegolten: „Selig sind die Friedfertigen“, und jenes andere: „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu heißen!“ Er, der schon hoch über allem Erdenstaub erhöht war, sah und fühlte nicht, wie sie mit der Hülle verfuhren, die ein Tempel des Heiligen Geistes gewesen war. Aber wir, die wir inmitten dieses anhaltenden Sturms, inmitten dieses Hagels wüster Beschimpfungen und rohen Gelächters stumm dastanden, wir empfanden es schmerzlich: „Kein Lied, kein Gottes Wort, kein Gebet! So begräbt dich der Hass wie den schlimmsten Verbrecher, ärger als einen Mörder oder Selbstmörder!“

Plötzlich erhob der Gendarmeriewachtmeister die Hand und rief mit Donnerstimme: „Still!“ Und als auf diesen unerwarteten Befehl wirklich der Lärm verstummte, sprach er so laut, dass es über die Gräber erscholl: „Was lacht ihr, ihr Nichtswürdigen? Dieser Mensch, denn wir hier begraben, war ein guter, anständiger Mensch. Wollte Gott, ihr wäret alle, wie er!“

Vor unseren Augen stand mit einem Mal Golgatha. Dort am schimpflichen Fluchholz, unter die Übeltäter gerechnet, starb er, der Heiligste und Reinste. Auch bei seinem Begräbnis läuteten keine Glocken, spielte keine Musik, erklangen keine Gesänge; es wurden auch keine Zeremonien vorgenommen, nur ein harter Krieger hielt ihm die Leichenrede: „Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen!“

Die Feinde der Kinder Gottes hatten auf Anstiften Satans jenes schmähliche Begräbnis verschuldet, um uns alle zu erniedrigen und zu kränken. Und siehe da, der heilige Gott sorgte dafür, dass dieser, der von der Stunde seiner Bekehrung an sich so treu bemüht hatte, den Willen Gottes zu tun und das Bild Christi an sich zu tragen, dadurch geehrt wurde, dass er ein Begräbnis haben durfte, wie Jesus Christus, sein Herr.

Als wir mit unseren Gedanken so weit gekommen waren, verwandelte sich unsere Trauer in stille Freude. Mit Begeisterung ertrugen wir alle Schmach auf dem Rückweg. In dem kleinen Versammlungsraum der Baptisten fand dann eine Gedächtnisfeier für unseren Bruder statt. Die Brüder aus Chvojnica sangen zwei schöne vierstimmige Lieder, Prediger Merciz hielt unter dem Eindruck der vergangenen Stunde eine tiefe und ernste Rede, dann gingen wir im Frieden auseinander.

Für uns evangelische Gotteskinder hatte dieses Begräbnis, wie nicht anders zu erwarten, üble Folgen, weil wir uns alle so treu daran beteiligt hatten. Der größte Teil der Verfolgung ergoss sich über uns beide. Die Baptistenbrüder gingen fort, die einen in die Kopanitzen, wo sie wohnten, andere nach Chvojnica, Myiava, Bratislava – nur wir mussten da bleiben.

Allgemein wurde erzählt, dass wir „Gläubigen“, wie man uns spöttisch nannte, alle ein ähnliches Begräbnis bekommen würden, jedoch nicht auf dem Friedhof, sondern bei der Ziegelei, wo sich ein abgesonderter Ort zum Verscharren verendeter Haustiere befand.

Das verhetzte, erbitterte Volk tat uns allerlei zuleide. Möge es ihm am Tag des Herrn nicht zugerechnet werden!

Doch ich muss zurückkehren, denn dort sind wir noch nicht! Ich will nur erwähnen, dass wir an eine ähnliche Behandlung von Anfang an gewöhnt waren. Dabei erinnere ich mich an einen unserer jungen Brüder aus dem Städtchen, der ein treuer Jünger Jesu war und von seinem eigenen Vater später aus dem Haus geworfen wurde. Dieser hatte etwa zwei Jahre vor diesem Begräbnis als Briefträger die Post in das Nachbardorf K. zu tragen. Mitunter vertrat ihn seine 14–15-jährige Schwester, die als Schülerin unserer ersten Sonntagsschule gleichfalls den Heiland gefunden hatte. Einmal fuhr der benachbarte Pfarrer von T., der ihre und ihres Bruders Überzeugung kannte, das Mädchen mit folgenden Worten an: „Wenn ich anstelle von Herrn Pfarrer C. wäre, würde ich jenen Unfug bei euch

nicht dulden. Ich würde die beiden Roys mit Ruten aus T. hinausbefördern lassen!“

Da richtete das Mädchen seine großen, ernsten Augen auf das erzürnte Gesicht des Pfarrers und sagte: „Herr Pfarrer, das ist schon zu spät, denn *wir* sind schon da!“

Sie wollte damit sagen, dass, wenn es sogar gelänge, uns beide aus unserem Heimatort zu vertreiben, die Wahrheit Gottes, die durch den Heiligen Geist in den Herzen derer, die gläubig geworden, aufgegangen war, nicht mehr mit uns fortgehen würde.

Ja, es war wirklich zu spät!

In jener Zeit wurden wir bei der Obrigkeit verklagt, dass wir russische Emissäre bei uns aufnähmen, obwohl uns in diesen ersten neun Jahren überhaupt kein Fremder besuchte. Später hielten sich wohl die oben erwähnten Familien Rösch und Parel über den Sommer bei uns auf, aber die blieben mehrere Wochen da und jedermann im Städtchen kannte sie.

Um jener Anklage willen wurden wir unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Zweimal kamen die Gendarme, durchsuchten unser Haus, unsere Bücher und so weiter.

Wenn wir auf die Straße gingen, grüßte uns niemand. Diejenigen, die früher zu uns gekommen waren, schlugen die Augen zu Boden, um uns nicht sehen zu müssen. Denn es ist nicht möglich, mit dem Herrn Jesus in Berührung zu kommen, ohne ihn liebzugewinnen, und es kostet große Mühe, ihn endgültig aus dem Herzen zu vertreiben. Jede Berührung mit solchen, die den Heiland haben, beunruhigt das Gewissen und bereitet der Seele Schmerz.

In jener Zeit kam endlich unser guter Freund zu Besuch, Herr Prediger Kostomlatsky, der Herausgeber der Zeitschrift *Betanie*, durch den wir erweckt worden waren, wie ich im ersten Teil meiner Lebensgeschichte beschrieben habe. Wir standen während all der Jahre im Briefwechsel. Sein Blatt *Betanie* und seine persönlichen Briefe waren uns immer wieder eine Glaubensstärkung, da wir vom

Spott der Gottlosen allzu sehr gesättigt waren. Der Herr sah, wie sehr wir diesen persönlichen Besuch brauchten.

Die Ankunft des Dieners Gottes, der uns zuerst auf den Herrn Jesus hingewiesen hatte, diente wohl dazu unseren Glauben zu stärken. Wenn ein Mensch immer wieder von allen geschmäht wird und sein eigenes Gewissen ihn anklagt, dass er Christus noch immer nicht ähnlich ist – ach, dann möchte er am liebsten in ein Mauseloch kriechen, um von keinem Menschen mehr gesehen zu werden und selbst niemand mehr zu sehen. Kommt ihm in solch einer Zeit ein guter Mensch ins Haus, in dessen Herzen die Liebe Gottes durch den Heiligen Geist ausgegossen ist, ein Mensch, der selbst durch Leiden gegangen und dadurch gereinigt worden ist – kommt er mit einem Wort wahren Verständnisses und Mitgefühls, mit Rat und Ermutigung und betet er endlich mit solchen müden Seelen – oh welch eine himmlische Wonne ist das! So war auch bei uns! Nur anderthalb Tage konnte unser werter Gast bei uns bleiben, aber nicht nur wir persönlich, sondern auch unsere kleine Gemeinschaft wurde durch ihn gestärkt und erquickt.

An ein Gleichnis in seiner Rede und an das gütige Lächeln, mit dem er es uns erzählte, er erinnere ich mich noch heute.

„Zwei Pferde standen miteinander vor einer Krippe. Das eine blickte durch das Fenster auf den Schweinestall und sagte: ‚Höre, unser Bauer ist ungerecht! Was müssen wir alles für ihn arbeiten und bekommen nur dreimal am Tag unser ordentliches Futter und siehe, jene dort machen nichts und die Bäuerin bringt ihnen unaufhörlich zu fressen.‘

‚Klage nicht,‘ sagte das andere Pferd, ‚jene werden nur zum Schlachten gefüttert.‘“

Jene Leute sind nicht zu beneiden, die alles haben und die immer bei vollen Schüsseln sitzen. Das Ende ist meistens der Tod, und von solchen Menschen gilt es meistens: „Du hast dein Gutes empfangen in diesem Leben.“

Ja, unser werter Freund hatte recht: Alles ist so gut und einzig so, wie unser Herr es macht! Freilich gilt oft sein Wort: „Was ich tue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren.“ Dieses „Hernach“ erleben wir mitunter schon auf der Erde, aber manchmal müssen wir auch auf die Ewigkeit warten. – Gern und lang gedachten wir dieses Besuchs unseres lieben Freundes. Er ruht schon lange sanft und darf schauen, was er geglaubt und verkündigt hat. Ihn, den Schönsten unter den Menschenkindern, den er über alles geliebt hat. Er war eine köstliche Seele. Als wohlgestellter Ingenieur kam er zur Bekehrung. Er hatte einen schweren Kampf zu bestehen, als der Herr von ihm verlangte, alles für alles zu geben, seine einträgliche Stellung und die Gesellschaft, in der er geschätzt war, zu verlassen und sich ganz in seinen Dienst zu stellen. Aber er blieb in diesem Kampf Sieger, und es werden wohl Tausende sein, die in der Ewigkeit dem Herrn für ihn danken werden, auch dafür, dass er ihn in jenem Kampf gestärkt und den fähig gemacht hat, alles für alles dranzugeben. Er hätte zwar auch als gläubiger Ingenieur für den Herrn leben können, aber niemals hätte er so viele Seelen erretten können.

Fast 30 Jahre alt, trat er in das Missionshaus Chrischona ein, um sich für den Dienst des Herrn vorzubereiten; Er wurde dann ein armer Prediger der freien reformierten Kirche. Als solcher gab er seine Zeitschrift *Betanie* heraus, mit dem Motto auf der Titelseite: „In der Hauptsache Einheit – in Nebensachen Freiheit – in allem Liebe!“ Diesem Motto ist er während mehr als dreißig Jahren, solange sein Blatt erschien, treu geblieben und hat so allen Denominationen gedient, denn sein liebevolles Herz brannte für alle Kinder Gottes und für alle Verlorenen. Seine größte Macht lag darin, dass er ein großer Beter war, und dass er alle Leser seines Blattes täglich mehrmals vor den Gnadenthron Gottes brachte. Darum hat diese Zeitschrift bis heute an Einfluss nicht ihresgleichen.

Vieler hat dieser Mann auf der Erde gelitten, aber als sein Leben erlosch, als dieses liebevolle Herz zu schlagen aufhörte, da war diese Erde armer geworden. Doch auch er wird ja wieder auferstehen!

Kapitel 5

Nun war die Zeit gekommen, dass die Wolkensäule sich hob, zum Zeichen, dass wir unser Häuschen verlassen sollten. Alle Umstände wiesen darauf hin. Unser Hauswirte wollten in ihre Wohnung ziehen, was ja ganz natürlich war, und für unsere Versammlung war der Raum jenseits der Diele ganz ungenügend, so dass wir schon die große, vordere Stube benutzen mussten. Doch auch diese wollte nicht reichen, denn obwohl die Bewohner des Städtchens unter dem auf sie ausgeübten Terror, zum größten Teil gegen ihre bessere Überzeugung nicht mehr kamen, ließen sich die Besucher aus den Kopanitzen weder durch Schimpf noch durch Sport von der Versammlung zurückhalten. Doch bevor wir von unserem Häuschen Abschied nehmen, muss ich noch den Aufenthalt und die Geschichte unserer Freunde Parel erzählen, die ich zuvor schon erwähnt habe.

Gleich im ersten Sommer, den wir in unserem Häuschen verbrachten, kamen sie während der großen Ferien zu uns, und zwar die ganze Familie: Vater, Mutter, vier Kinder und das Dienstmädchen. Ich will das Schicksal dieser Familie beschreiben, weil ich viel daraus gelernt habe.

Herr und Frau Parel stammten aus der französischen Schweiz, aus einer Ortschaft, die stolz darauf ist, mit ihren 40.000 Einwohnern das größte Dorf des Landes zu sein. Eine Stadt will sie nicht werden. Alle Einwohner, Haus für Haus, Greise und junge Leute und Kinder machen Uhren. Diese Uhren haben Weltruf und gehen auf den Weltmarkt hinaus. Herr Parel war ein vermögender Fabrikant und hatte die Vertretung für Wien. Er hatte als junger Mann den Herrn kennengelernt und sich ihm teilweise übergeben. Er hörte von einem jungen Mädchen aus seinem Heimatort, das gleichfalls die Wahrheit suchte, aber bedeutend jünger war als er. Er schickte ihr gute Bücher, doch sie sahen sich erst viel später in Wien, wohin er gezogen war, und wo sie als Zeichen- und Sprachlehrerin wirkte.

Diese Bekanntschaft führte zur Verlobung und zur Verheiratung. Wenn je eine Ehe im Himmel geschlossen war, dann war es diese. Denn wenn eine gute Ehefrau vom Herrn kommt, die ihrem Mann und ihrem ganzen Haus Gutes tut, wie Salomo sagt, dann war es Frau Parel. Und wenn es einen Mann gab, der dem Befehl des Apostels nachkam, seine Frau zu lieben, wie Christus die Gemeinde liebt, dann war es Herr Parel. Diese beiden Menschenkinder hatten reichlich Gelegenheit, einander Liebe und Treue zu beweisen.

Die Frau war eine mittelgroße, schlanke, interessant hübsche Französin mit feurigen, geistvollen Augen und lebhaftem, heiterem Temperament. Wer sie zum ersten Mal sah, vermutete in ihr nicht jene unbeugsame Energie, die sich nach jedem Schlag neu aufrichtete und durch nichts zerbrechen ließ. Eine kleine Begebenheit aus der Brautzeit charakterisiert sie.

Kurz vor der Hochzeit suchte sie eines Tages ihren Bräutigam auf, um in einer Sache seinen Rat einzuholen. Sie fand ihn in seinem Büro, aber sie konnte vor lauter Zigarrenrauch sein Gesicht nicht sehen. Er lief ihr voller Freude entgegen, doch sie trat zur Tür, ergriff die Klinke und sprach mit großer Bestimmtheit: „Entweder ich oder die Zigarre!“ Und er wusste, dass er sie nicht bekäme, wenn er nicht nachgeben würde. Sie war nur eine arme Lehrerin, die sich mühsam durch Mal- und Sprachstunden ihr Leben verdient, er ein reicher Fabrikant, und dennoch gab er nach. Obwohl er ein leidenschaftlicher Raucher war, wollte und konnte er die Zigarre opfern, um nur sie nicht zu verlieren. So wurde die Hochzeit gefeiert. Danach führte der junge Ehemann seine teure Frau in die schön eingerichtete Wohnung, die aus sechs Räumen bestand. Sie brachte ihm nichts mit, als sich selbst, aber das war ja genug! Jetzt konnte sie auf ihrem eigenen Flügel dem geliebten Mann vorspielen, sie durfte Bilder malen, nicht mehr für den Verkauf, sondern zu ihrer eigenen Freude.

In diesem ersten Jahr ihrer Ehe war das Leben dazu angetan, dass zwei Seelen, die für den Himmel bestimmt waren, auch denselben vergessen konnten, als sie ihn auf der Erde hatten.

Ich hörte einst erzählen, was die Adlermutter macht, wenn ihre Jungen das Fliegen lernen sollen. Auf allerlei Weise lockt sie die Kleinen aus dem Nest, aber sie wollen eben nicht, obwohl sie einander schon auf Köpfe und Füße treten. Das fliegt sie empor, kreist über dem Nest, dann breitet sie ihre mächtigen Schwingen aus und fliegt unter das Nest, dass sie auf steiler Felsenhöhe über einem gehenden Abgrund erbaut hat. Mit scharfen Schnabelhieben zerstört sie den Boden des Nestes und die ängstlich schreienden Jungen fallen heraus; unwillkürlich breiten sie ihre Flüglein aus, sonst würden sie in die Tiefe stürzen. Aber diese Flügel sind zu schwach, sie würden sicher fallen, jedoch unter ihnen sind die starken, weit ausgebreiteten Schwingen, bereit sie aufzufangen und zu tragen. Was ich jetzt erzählen werde, passt aufs Haar zu diesem Bild.

Manchmal kommt ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Das Nest des jungen Ehepaares wurde durch menschliche Gemeinschaft einerseits und durch allzu große Vertrauensseligkeit des jungen Fabrikanten andererseits zerstört. Mehrere Firmen, denen er seine teure Ware geliefert hatte, andere, für die er gewirkt hatte, machten Bankrott und rissen ihn durch ihren Sturz mit fort. Mit einem Wort, Herr Parel verlor plötzlich sein ganzes Vermögen, das sogar seine hübsche Einrichtung verkauft wurde. Ohne die Liebe einer Schweizer Dame, die die Möbel aus zwei Stuben kaufte und sie dem armen, jungen Paar in gütiger Weise überließ, hätte Frau Parel nicht einmal ein Schlafzimmer gehabt. Sie lag zu jener Zeit, nach der Geburt ihres ersten Töchterchens schwerkrank danieder und wusste nicht, was um sie her geschah. Als sie nach Wochen wieder zum Bewusstsein kam, befand sie sich in einer kleinen Wohnung, in ärmlichen Verhältnissen.

Freunde hatten ihrem Mann die Stelle eines Korrespondenten am rumänischen Konsulat verschafft, so dass er mit seiner Familie bescheiden leben konnte.

Als sie genas und sich darüber klar wurde, dass es galt, in ärmlichen Verhältnissen zu leben, dass die Stelle am Konsulat nicht sehr

einträglich war, so dass sie sich weder Köchin noch Hausmädchen mehr halten durfte, da begann sie ernstlich zu überlegen und zu rechnen. Den Haushalt zu führen und zu kochen hatte sie nicht gelernt, da sie gleich nach abgeschlossenem Studium immer nur unterrichtet hatte. Sie erzählte uns selbst, was das Ergebnis ihres Nachdenkens war: „Bevor ich kochen lerne, verderbe ich viel. Ich will mir lieber ein ganz einfaches Dienstmädchen nehmen, das etwas kochen kann und auf das Kind achtgibt; ich selbst will wieder Stunden geben."

Als wir diese liebe Dame kennenlernten, hatte sie schon vier Kinder. Die älteste Tochter war vierzehn, die Knaben zwölf und zehn, das jüngste Töchterchen acht Jahre alt. Alle gingen zur Schule, waren gesund und munter, dabei lebhaft wie Quecksilber. Sie hatten gewiss eine Menge an Kleidern und Schuhen zerrissen, bevor sie soweit herangewachsen waren, und mit ihnen wuchsen alle Jahre die Ausgaben.

Doch es heißt nicht umsonst: „Ein Unglück kommt selten allein." Erst wurde Herr Parel taub, so dass man nur mittels eines Hörrohres mit dem sprechen konnte. Schon damals musste ihn seine Frau auf das Konsulat begleiten, um ihm zu diktieren, was ihm mitgeteilt wurde. Auf dem Konsulat fühlten sie Mitleid mit der armen, schwer heimgesuchten Familie, und als der arme Mann sein Augenlicht verlor, ja, gänzlich erblindete, erlaubten sie, dass seine Frau an seine Stelle trat. Er ging nur noch mit ihr, um sie zu beraten, später schrieb er wohl auch auf der Schreibmaschine. – So viel lag auf diesen beiden Menschen, was andere wohl zu Boden gedrückt hätte, und doch waren sie immer sonnig und fröhlich. Der Quell der unversiegbarer, stillen Freude von Herr Parel lag darin, dass Christus sein Leben geworden war.

Wer Gelegenheit hatte, ihn zu sehen und zu hören, wenn er erzählte, oder wer die Briefe las, die er uns auf seiner Maschine für Blinde schrieb, der musste die Tiefe des Geistes, die Klarheit der Ideale, die Wärme der Liebe bewundern, die aus jedem Wort

hervorleuchtete. O, wie liebte dieser und so wertvolle Mann die Menschen! Er war im wahren Sinn des Wortes ein guter Mensch, der aus dem guten Schatz seines Herzens nur Gutes hervorbrachte. Ach, es ist keine Kleinigkeit für einen noch jungen, kräftigen Mann, blind und taub zugleich, inmitten einer durch böse Menschen verschuldeten Armut auf dieser Welt zu leben und auf die Hilfe seiner schwachen Frau angewiesen zu sein. Dabei glücklich sein und seine Umgebung beglücken, das kann in solcher Lage nur der, von dem es gilt: „Christus ist in euch, die Hoffnung der Herrlichkeit."

Er sonnt sich nun schon seit Jahren dort, wo es keine Nacht und keine Trübsal mehr gibt, wo paradiesische Musik seine Seele erfreut und das Meer der Liebe Gottes sich über seinem liebevollen Herzen geschlossen hat. Ihm gilt sicherlich jene Strophe unseres schönen Liedes:

Freude, Freude, süße Freude,
Ist nun dein, ist nun dein in Ewigkeit.

Er ist nun schon meiner Mutter und Schwester Maria begegnet, mit denen er sich so gut verstand. Denn meine Mutter wusste am Ende ihres Lebens auch nichts anderes mehr, als nur zu lieben, und Schwester Maria war eine Dichterin und Musikerin, wie auch Herr Parel. Ihnen allen ist es dort wohl. Sie haben überwunden und alles geerbt.

Als wir Parels einst in Wien besuchten, trafen wir Herrn Parel allein in der Stube. Er saß am Klavier, ein Ende seines Höherohres im Ohr, das andere an die Tasten gelegt, und spielte. Er sah und hörte nichts um sich her – er lebte in seiner Welt.

Noch heute sehe ich, mit welchem Jubel er aufsprang, als wir das Röhrchen ergriffen und hineinsprachen – er hatte uns an der Stimme erkannt. Er konnte nicht genug Nachrichten aus seinem geliebten T. bekommen.

Warum habe ich mich bei diesen Freunden so lange aufgehalten? Um dem Herrn die Ehre zu geben, dass er mich mit diesen kostbaren Seelen zusammengeführt hat, die einst als Edelsteine in seiner Krone glänzen werden. Um ihm zu danken, dass er uns durch diesen Anschauungsunterricht etwas gelehrt hat. Viel konnte ich von beiden lieben Freunden lernen; von der Frau besonders, unter schweren Schlägen nicht zusammenzubrechen, sondern wachsende Lasten mutig auf die Schultern zu nehmen, dabei glücklich zu sein und andere zu beglücken.

Nach dem Tod ihres Gatten blieb Frau Parel in Wien, wo ihre beiden Söhne und die jüngste Tochter schon ihren eigenen Hausstand haben. Die älteste Tochter ist leider unheilbar krank.

Kapitel 6

Wenn sich über den Kindern Israel zurzeit ihre Wüstenwanderung die Wolkensäule erhob, dann war das stets ein Zeichen, dass sie weiter wandern mussten. Auch vor unseren Augen begann sie sich zu erheben.

Wie schon erwähnt, wollten unsere Hauswirte endlich ihr Haus beziehen und mussten uns, zwar ungern, aber durch die Umstände gezwungen, die Wohnung aufkündigen. Wir selbst brauchten für die Versammlung dringend einen größeren Raum, da wir in den bisherigen nicht mehr Platz finden konnten.

Einerseits fiel es und sehr schwer, das Häuschen zu verlassen, von dem im wahren Sinn des Wortes galt, dass dieser und jener dort für Gott geboren wurde. Andererseits hatten wir keinerlei Aussicht, dass sich bei der uns damals so feindseligen Stimmung der Bevölkerung auch nur der kleinste Winkel für uns finden würde.

Als wir uns in einem leeren Haus nach der Wohnung erkundigten, ließ uns der Hausherr sagen, er habe keine für uns, damit wir ihm nicht etwa eine Kirche daraus machten.

So blieb wieder nichts anderes übrig, als Glaube und Gebet. Zwar war dieser Glaube sehr schwach, aber weil es der Glaube an den lebendigen Gott war, drang unser Flehen hindurch und wurde auf wunderbare Weise erhört. Gerade jener Herr, der nicht wollte, dass wir sein Haus zur Kirche machten, musste uns unabsichtlich einen Rat geben. Er sagte dass der Doktor in sein Haus ziehe, wir möchten uns um die freiwerdende Doktorwohnung bemühen. Wir konnten das nicht glauben. Seit vielen Jahren hatten die jeweiligen Ärzte in diesem Haus gewohnt, und der jetzige Bewohner, ein intelligenter, junger Mann, hatte es auf eigene Kosten herrichten, die Stuben ausmalen, die Fenster und Türen anstreichen lassen. Und jetzt, wo alles so hübsch war, sollte er in eine andere, weit weniger ordentliche Wohnung ziehen? Unmöglich! Aber da die Besitzerin jenes Hau-

ses unsere damalige erste Hausfrau war, in deren Häuschen wir unsere geistliche Kindheit verlebten, hielt sich unsere liebe Mutter im Vorübergehen bei ihr auf und fragte, was die Sache stand. Da erfuhr sie, dass der Doktor wirklich zu Herrn S. übersiedle. Es hatte wegen irgendeiner Kleinigkeit Verdruss gegeben; allerdings war dieser kleine Streit wohl der letzte Tropfen, der den vollen Becher zum Überfließen brachte – das Ergebnis war eben die Kündigung des Doktors gewesen.

Auf die Frage meiner Mutter, ob Frau V. uns ihr Haus vermieten wolle, war diese sogleich dazu bereit. Freilich bedeutete für uns dieser Schritt einen Sprung ins Dunkle, denn wir wussten nicht, wie wir die hohe Miete bezahlen sollten – dennoch entschlossen wir uns zu diesem Haus. Waren wir bei unserem vorigen Umzug in eine Ruine gekommen, die wir erst einmal umgestalten mussten, so brauchten wir jetzt nur die Fußböden zu scheuern und die Fenster zu putzen. Sogleich konnten wir eine saubere und schön hergerichtete Wohnung beziehen. Sie bestand aus vier Stuben, einer großen, warmen Küche, einem großen geraden Hof, der von hohen Mauern umgeben und durch zwei massive Tore verschlossen war. Im Hof befand sich noch eine kleine Privatwohnung, bestehend aus Stube und Küche.

Außerdem war da ein neuer, hoher, aus hartem Material erbauter Holzschuppen. Dieser war etwa fünf m breit und zwölf m lang. Aber das war auch alles! Wir hatten keinen Garten, nur ein winziges Blumengärtlein vor den Fenstern. Wie sehr vermissten wir da den alten, märchenhaften Garten unseres Hüttleins! Wir kamen uns in dem großen Haus im Vergleich mit der früheren Freiheit wie in einem Gefängnis vor. Anstelle jener zahlreichen Bäume im Hof hatten wir nur eine große und eine kleine Linde, einen alten Birnbaum und einen kleinen Nussbaum. Ein Stück des Hofes war umgegraben und von den früheren Mietern mit Gemüse bepflanzt worden, der andere Teil war mit einem Rasen dicht bewachsen und sah wie eine Wiese aus. Vor dem ehemaligen Stall und den Fenstern des Hofzimmers

befand sich noch die Düngergrube, in die nur noch Kehricht geworfen wurde.

Zugleich mit uns übersiedelte in die kleine Hofwohnung unser lieber Bruder Ján V. mit seiner kleinen Familie. Dieser junge Mann war um Christi willen aus dem Elternhaus vertrieben worden. Nun war ihm geholfen, und auch wir fühlten uns in dem großen Gebäude nicht so einsam.

Die Gemeinschaft bekam die größte Stube, in der wir uns zwei Jahre lang versammelten. Dann bauten wir den oben erwähnten Holzschuppen zu einem schönen Saal um. Man musste nur eine Mauer aufbauen, vier große Fenster und eine Glastür einsetzen, das Dach und den Schornstein herrichten. Als noch ein großer Kachelofen und Bänke mit Lehnen (anstelle der bisherigen, die keine Lehnen hatten) hineinkamen, war der Saal fertig und konnte dem Dienst des Herrn übergeben werden. An die Stelle der ehemaligen Düngergrube traten duftende Blumenbeete, den Saal entlang führte ein sauberer Fahrweg von einem Tor zum anderen, da unsere Hausfrau hier mit den Pferden in ihren großen Gemüsegarten zu fahren pflegte. Der Weg führte an einem Stückchen Hof vorbei, das ebenfalls zum Blumengarten verwandelt worden war. Dort stand jener schon erwähnte Birnbaum mit seiner prächtigen Krone. Rings um den Baum war ein Bänkchen nebst Tischchen angebracht, die von manchen schönen Augenblicken und Gesprächen erzählen könnten. In einiger Entfernung sorgte die riesige Linde für angenehmen Schatten. So glich unser Hof, bis ihn im Winter der dichte Schnee bedecke, einer grünen Wiese und ersetzte uns ein wenig den Grasgarten des Hüttleins.

So oft sich die Wolkensäule über dem Volk Gottes erhob, um es weiter von Ägypten wegzuführen, durfte es neue Erfahrungen machen. Anders war das Leben in Mara, wo das Wasser so bitter war, anders in Elim unter den Palmen bei zwölf Wasserbrunnen, anders in der Wüste Sin, wo das Manna fiel und wieder anders in Rephidim, wo das Wasser aus dem gespaltenen Felsen floss.

Gerade so war es auch bei uns. Mit jedem neuen Platz begann ein neuer Lebensabschnitt. Es war wirklich eigentümlich! Erst wies uns der Herr inmitten des Städtchens unseren Platz an, dass alle Bewohner von T., besonders die Kinder, leichten Zutritt zu uns fänden. Dann ging es ganz ans obere Ende, in jenes Häuschen, wo die Vorübergehenden aus den Kopanitzen uns leicht finden konnten – und dann ganz ans untere Ende des Städtchens, fast in das letzte Haus der Straße. Es schien uns seltsam, dass wir bis dorthin mussten, denn alle, die zu uns wollten, mussten durch das ganze Städtchen gehen. Da hatten sie wenigstens Zeit, es sich zu überlegen und wieder umzukehren. An unserem Haus vorbei führte der Weg zum Städtchen hinaus: So konnte man es wohl das *Haus am Weg* nennen. Auf diesem Weg begannen nun Leute aus dem „erweiterten Raum unseres Zeltes“, aus denen sich neubildenden evangelischen Gemeinschaften und späteren Vereinen zu uns zu kommen. Aber auch verschiedene Fremde kamen bereits zu uns, besonders mit der Botschaft des Heils. Nicht umsonst war das Haus am Weg und hatte eine große Pforte. Beides sagte uns, als wir einzogen, dass hier viele zu uns kommen würden, aber auch, dass wir gerade von diesem Haus aus so manche weite Reisen unternehmen würden, die alle dem Werk des Herrn zur Förderung dienen sollten.

Unser Einzug in dieses „Haus am Weg“ fand im Jahr 1897 statt. Damit begann ein neuer Abschnitt unseres Lebens. Als wir dies Heim nach Möglichkeit geschmückt und dem Herrn im Gebet geweiht hatten, ahnten unsere Seelen nicht, was uns alles an Bösem und Gutem in diesen Räumen erwartete. Nur eines wussten wir: dass wir hier für Christus leben sollten und dass er mit uns sein wollte.

Wie schon erwähnt, war unser Bruder Ch. im Jahr 1890 nach St. Chrischona gegangen und nach seiner Rückkehr im Jahr 1894 von Herrn Dr. Clark nach St. Helena bei Moldova gesandt worden, um als Levite die Arbeit an der tschechischen reformierten Gemeinde aufzunehmen.

Jene Tschechen hatten zur Zeit der Verfolgung ihrer Heimat verlassen und waren durch ganz Ungarn gepilgert, obwohl sie die Regierung in den furchtbaren Ebenen des Banats ansiedeln wollte. Aber sie nahmen das Anerbieten nicht an, denn sie sehnten sich nach Wald, und so waren sie bis hart an die Grenze gekommen, wo noch ein unkultiviertes Gebiet an der Donau lag. Dort wählten sie zu ihrer Ansiedlung eine felsige Anhöhe. Sie nannten diese St. Helena und lebten hier seit etwa achtzig Jahren, ja, sie hatten sich so an dieses Fleckchen Erde gewöhnt, dass sie fast nirgends mehr heimisch werden konnten. Manche von ihnen hatten versucht, sich an anderen Orten anzusiedeln, weil die Felsen durch nichts in fruchtbaren Boden umzuwandeln waren – aber sie waren immer wieder zurückgekommen.

Zu diesen kernigen, auch körperlich sehr kräftigen Kolonisten kamen nun unser Bruder, und, was die Hauptsache war, mit ihm der Herr Jesus. Das Evangelium feierte hier seinen Triumph. Weil aber Satan dieses interessante Stückchen Erde nicht verlassen wollte, erhob sich eine solche Verfolgung, dass der Bruder nach zweimaligem Kampf durch die Obrigkeit gezwungen wurde, St. Helena und die durch ihn gewonnenen Seelen zu verlassen.

Als er nach St. Helena ging, nahm er einen jungen Mann, namens Peter K., mit sich. Das war ein armes, an Skrophulose schwererkranktes Bürschchen, von dem jeder dachte, dass es sein Leben auf dem Lager hinter dem Backofen, wohin es sich meist verkroch, beschließen müsste. Im Elternhaus hatte der Knabe wegen seines hartnäckigen Festhaltens an dem Herrn Jesus und an unserer Gemeinschaft viel Verfolgung von der eigenen Mutter zu erdulden, obwohl diese eine sehr fromme Kirchenchristin war. Der Jüngling hatte offene Zehen, und seine rechte Hand war durch die Krankheit so entstellt, dass er mit der linken Schönschreiben und Zeichnen gelernt hatte. Er war es, der unsere Lieder in Heftchen abschrieb.

Also, diesen armen, durch Siechtum dem sicheren Tod geweihten Jüngling nahm unser Bruder mit. Er kaufte ihm Filzschuhe, die er

tragen konnte; er wollte jemand im Haus haben, der ihm allerlei kleine Dienste vor richten konnte, während er in der Schule war; vor allem aber wollte er dem armen Bürschlein helfen. Der Herr segnete dieses Werk. Nicht weit von St. Helena liegt das berühmte Herkulesbad. Unserem Bruder gelang es, den Jüngling dorthin zu bringen, und diese gottgesegneten Wasser entfernten so vollkommen alle Unreinheiten aus dem Körper des Knaben, reinigten und heilten die Wunden, dass er während des Jahres, dass er auf Helena verbrachte, fast zehn Zentimeter wuchs und auch erstarkte. Während seines Aufenthalts im Bad schenkte ihm der Herr einen besonderen Wohltäter.

Als der arme, kleine Slowake einst im Park eifrig mit der linken Hand schrieb, beobachtete ihn ein rumänischer Beamter. Er trat herzu und blickte in sein Heft. Wie sie sich verständigten, weiß ich nicht, aber unser Peter konnte ein paar Worte Deutsch, außerdem auch Magyarisch, und der vornehme Herr sprach sicher gut Deutsch, vielleicht auch einige Worte Magyarisch. Kurz, der Beamte lud das Bürschlein zu sich ein, bewirtete es und tat ihm allerlei Gutes. Als er das Bad verließ, schenkte er ihm seine ganze Unterwäsche und auch eine Menge seiner Anzüge, so dass der Jüngling auf Jahre versorgt war.

Da Peter bei Herrn Lehrer Ch. die Stelle eines Dieners bekleidete, wollten in dem durch den evangelischen Pfarrer hervorgerufenen Prozess die Richter nicht glauben, dass der Jüngling wirklich sein Diener sei. In den noblen Kleidern des rumänischen Beamten machte er allerdings nicht den Eindruck, dass er der Diener eines bescheidenen Diasporapredigers sei. Das Ende der Geschichte war, dass Peter auf Staatskosten, dass heißt per Ausweisung, heimbefördert wurde.

Aber es hilft kein Rat noch Stärke gegen den Herrn. Nach einigen Jahren beriefen die Bewohner von Helena gerade diesen Jüngling, den sich der Herr selbst inzwischen zubereitet hatte, damit er ihnen mit dem Wort Gottes diene. Damit er aber nicht wieder von der Ob-

rigkeit abgeschoben werden könne, gab ihm einer der Kolonisten seine Tochter zur Frau und nahm ihn dadurch in seiner Familie auf.

Diese interessante Geschichte würde allein ein kleines Büchlein füllen, aber ich wollte damit nur sagen, dass keine Wohltat, die wir aufrichtigen Herzens einem Menschen erweisen, verlorengeht.

Als unserer Bruder St. Helena verließ, wurde er Sekretär des neu gegründeten *Internationalen Vereins vom Blauen Kreuz* in Budapest. Seine eigenen Grundsätze über Abstinenz, dazu die Kenntnis der drei Landessprachen ermöglichten es ihm, diese Stelle gut auszufüllen. Nun begannen seine bereits erwähnten Reisen durch Ungarn und damit die Arbeit unter Slowaken, Magyaren und Deutschen. Es entstanden Zweigvereine des *internationalen Vereins*, und dort, wo es nicht möglich war, die Bewilligung zur Gründung eines Vereins zu erlangen, kleine Abstinenzgemeinschaften, wie zum Beispiel in Tisovec.

In Tisovec müssen wir ein wenig verweilen. Wie schon erwähnt, begann der Herr dort sein Werk an einem gewissen Herrn Sturmann und dessen Familie. Dort kam auch ein 17-jähriges Mädchen, Julinka Manica, zur Bekehrung, das sogleich ihr junges Leben in den Dienst des Herrn stellte und die Botschaft des Heils in Wort und Lied weitertrug. Von da kam das Evangelium nach Novohrad, wo besonders das Dörfchen Ozdin davon erfasst wurde, und dort gefiel es dem Herrn, ein reiches Maß seines Geistes einem 18-jährigen Mädchen, Susanna Betina, zu schenken, das Jahre hindurch ein Kanal der belebenden Gnade Gottes für ihr Heimatdorf wie für dessen Umgebung sein durfte.

In Tisovec hörte unter anderen auch ein drittes junges Mädchen, Ruženka (Röschen), die Botschaft des Heils. Als erweckte, verlangende Seele kann sie einst, als sie etwas in Myava zu erledigen hatte, zu uns, und hier geschah es, dass der gute Hirte sein Schäflein fand. Sie übergab sich ihm für Zeit und Ewigkeit.

Schwester Julinka Manica brachte zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Elena die frohe Botschaft bis in die Báčka, wo ihre älteste

Schwester in Petrovac lebte. Diese Botschaft, zwar von einfältigen, aber im Zenit der ersten Liebe zu Jesus stehenden Mädchen verkündigt, wurde willig aufgenommen. Es entstanden kleine Gemeinschaften in Petrovac und Umgebung. Diese Gemeinschaften besuchte unser Bruder, und der Herr tat Seelen hinzu, die gerettet wurden. Auch als unserer Bruder später die Stelle eines Sekretärs bei Herrn Dr. Clark in Prag annahm, durfte er seine Reisen in die Slowakei fortsetzen. Danach wurde er Prediger in Nachod in Böhmen, jedoch nur für kurze Zeit. Er entschloss sich, seine Kräfte für das Werk des Herrn unter seinem slowakischen Volk einzusetzen und kehrte im Jahr 1900 dauerhaft in die Slowakei zurück. So viel im Voraus.

Während er noch Sekretär in Budapest war, bildete sich am 1. Januar des Jahres 1898 aus unserer Abstinenzgemeinschaft der Verein vom Blauen Kreuz.

Große Ereignisse pflegen mitunter von Kanonaden begleitet zu werden. So war es bei uns. Als die 36 Mitglieder um den Tisch herumstanden, bereit, ihre Namen unter die Statuten zu setzen, die an das Ministerium abgehen sollten, vernahm man plötzlich einen Knall. Diesem folgte ein zweiter und dritter – es waren große Steine, die in unsere Fenster flogen. Obwohl zwei Brüder und ein kleines Kind dadurch in große Gefahr kamen – bei dem Kind hielt nur ein ganz dünner Vorhang den Steinwurf fern; der andere Stein sauste zwischen den Köpfen der beiden Brüder hindurch und schlug ein Loch in die Mauer –, geschah dennoch nichts. Aber durch die zerschlagenen Fenster drang umso lauter der begeisterte Gesang auf der Straße heraus:

Wir ergreifen allem mutig Christi Fahn',
Mit dem Schwert des Geistes ziehen wir voran.
Für das Reich des Lichtes und für Gottes Ehr'
Kämpfen bis zum Tod wir, weichen nimmermehr.

Als Antwort auf diese Steinwürfe kam wenige Monate später eine mächtige Drohung aus Himmelshöhen.

Die Störenfriede, die uns an jenem Abend als Werkzeuge Satans in den Händen böser Menschen überfielen, hatten ihr Versteck in einem kleinen, strohgedeckten Häuschen, dessen Hinterseite unserem Hof zugekehrt war, dicht an unserer Linde vorbeiführte und einen Teil der Mauer bildete, die den Hof von allen Seiten umschloss.

Es war für uns drei einsamen Frauen eine böse Aussicht, dass wir in dem großen Haus mit solcher Nachbarschaft allein bleiben sollten, wenn Bruder V. während des Sommers seinem Geschäft nachginge. Denn die Bewohner jenes Häuschens waren gleich bei unserem Einzug feindlich gegen uns aufgetreten. Da aber die Gendarmen an jenem Abend die Störenfriede erwischten und trotz unseres Protests empfindlich bestraften, so dass sie uns sogar den Schaden ersetzen mussten, hatten unsere Fenster von da ab vor ihnen Ruhe.

Für den 25. März war die Vollversammlung unseres Vereins einberufen. Es waren nämlich die Statuten unseres Vereins vom Ministerium bestätigt zurückgekommen, so dass dieser jetzt seine öffentliche Tätigkeit beginnen konnte. Am Abend des 24. waren wir schon zur Ruhe gegangen, als plötzlich ein furchtbarer Krach, ähnlich einem Schuss aus vielen Flinten, erdröhnte.

„Es hat geschossen!“, rief ich.

„Das ist mehr als ein Schuss“, entgegnete Schwester Maria. „Und auf unserem Hof brennt es auch schon!“

Ja, unser Nachbarhäuschen brannte, von einem Blitzschlag entzündet. Nie zuvor und nie danach hat es eingeschlagen, noch dazu im März, wo bei uns von Gewittern keine Rede ist. Das Strohdach brannte lichterloh, die Funken flogen auch in unserem Hof umher, aber vom Himmel kam ein sanfter Frühlingsregen herab. Obwohl ziemlich rasch Hilfe kam, brannte das Häuschen gänzlich ab. Zum Glück war kein Menschenleben zu beklagen; auch die ganze innere Einrichtung konnte gerettet werden. Die Besitzer verkauften die Brandstätte und den dazugehörigen Grund für gutes Geld. Als abge-

brannter sammelten sie eine schöne Summe im Städtchen – wir selbst veranstalteten eine anständige Kollekte für sie –, so dass niemand zu Schaden kam. Jener Schuss Gottes hatte sie nur für immer aus unserer Nähe vertrieben. Unsere Hausfrau war glücklich, dass sie dieses Stückchen Erde, das so hart an ihren großen Besitz grenzte, endlich dazu kaufen konnte. Sie ließ die entstandene Lücke rasch verbauen, und so hatten wir wieder ein Haus, wie eine Festung.

Aber es zeigte sich wieder einmal der besondere Schutz der Liebe Gottes. Obwohl die Krone unserer Linde jenes Häuschen beschattete, war sie nur ein wenig verbrannt, und auch unserem Birnbaum, der ebenfalls in nächster Nähe stand, war nichts geschehen. Von dem Holzschuppen, der an das Hüttlein gelehnt war, fehlte kein Schieferstein. Keine einzige Schindel, die unsere Mauer deckte, war verbrannt, so dass auch unsere Hausfrau keinerlei Schaden erlitt. So etwas kann nur unser himmlischer Vater tun, nur er weiß seine Kinder so zu bewahren und zu befreien.

Zu jener Zeit lebte noch unser Freund, Peter M. Am Morgen des 25. brachte ihm die Bäckersfrau das Gebäck. Auf seine Frage: „Was gibt es bei euch unten Neues?“, sagte sie: „Ein Feuer haben wir gehabt. Es hätte bei den *Gläubigen* einschlagen sollen und hat daneben eingeschlagen.“

„O“, lachte Bruder Peter, „unser Herr kann sehr gut zielen. Der Schuss hat dort getroffen, wohin er gesandt war.“ Welch Überraschung war das am anderen Tag für unsere Mitglieder aus der Umgebung, als sie kamen und sahen und hörten, was geschehen war! Wir hatten viel Ursache, den Herrn zu loben, dass er uns nicht nur wunderbar beschützt, sondern auch für die Zukunft für uns gesorgt hatte.

Ach, das waren später schöne Stunden in dem Haus am Weg, als Kinder Gottes, wie schon erwähnt, aus den kleinen hier und da in der Slowakei entstehenden Gemeinschaften und späteren Vereinen zu uns kamen. Diese Leutchen machten weite Wege, um zu uns zu

kommen und sich im Glauben zu stärken. Sie kamen von unterhalb der Tatra her, aus Šariš, Gemer, Novohrad, ja, später sogar aus dem Banat und der Báčka, entweder zur Weihnachts- oder zur Silvesterfeier.

Auch von den Grenzen des Tekover Komitats kamen ein zwei junge Mädchen, eine lieblicher als die andere. Sie hatten zwar einen Onkel in T., was ihnen die Reise ermöglicht hatte, aber sie kam hauptsächlich, von ihrer Herzenssehnsucht nach der Botschaft des Heils getrieben. Es herrschte damals strenge Kälte, und obwohl sie stundenlang zu Fuß wandern mussten, zum Teil auch über die Berge, bevor sie zur Bahn gelangten, kamen sie dennoch – und, dem Herrn sei Dank – nicht vergeblich! Beide Schäflein fand der gute Hirte und sie fanden ihn! Die Jüngere durften noch in demselben Jahr zu ihm heimgehen – und für sie war es also höchste Zeit zur Bekehrung gewesen –, die Ältere arbeitete später mit uns im Werk des Herrn. Sie war ein sehr feinfühlendes, ideales und hübsches Mädchen mit besonders schönen Augen, deren tiefer, liebevoller Blick zu erzählen schien: „Ich liebe euch; habt mich auch lieb!“

Auch sie waren zu einer Feier gekommen, bei der zum ersten Mal Schwester Marias herrliche Komposition: „Wen willst du erwähnen?“ gesungen wurde, von ihr auf dem Klavier begleitet. Aber auch das Lied: „Halleluja, juble, Menschheit!“ wurde damals zum ersten Mal und so gesungen, dass unsere Gäste bei dem sich steigernden: „Jesus liebet uns, Jesus liebet uns, liebet, liebet, liebet uns!“ von ihren Plätzen aufsprangen, weil sie vor Freude und Begeisterung nicht länger stillsitzen konnten.

Ich habe dieses Lied später noch oft gehört, von einem vortrefflich eingefügten Chor vierstimmig gesungen; aber es hat die Schönheit jenes Gesanges nicht erreicht; denn es gibt Lieder, die nur dann ihren Höhepunkt erlangen, wenn sie mit dem Herzen gesungen werden. Wir sangen sie damals wirklich so; uns waren diese Worte köstliche Erfahrung.

Es waren schöne Feste, die wir feierten, besonders als unsere Brüder Rohaček Abschied nahmen, um in die Missionsanstalten Chrischona und Neukirchen einzutreten. Beide verließen uns im Jahr 1898. Zu jedem Abschiedsfest wurden uns vom Herrn passende Lieder geschenkt. So sangen wir Bruder Josef Rohaček zum ersten Mal: „Die Stunde hat geschlagen, der Abschied ist nun da“, und Bruder Ján Rohaček: „Ach, wo sind die Streiter?“

Inzwischen gingen auch an anderen Orten Veränderungen vor sich. Das Diakonissenhaus Bratislava hatte in seine Mitte Schwester Maria S. aufgenommen, die eine solch strenge orthodoxe Lutheranerin war, dass nichts, was nur ein wenig Allianzgeist hatte, neben ihr bestehen konnte. Die da diese Schwester sehr aggressiv war, gewann sie bald Einfluss auf die ganze Anstaltsleitung, und es dauerte nicht lange, da war die ganze Arbeitsmethode in der Anstalt wie in den Außenstationen danach eingerichtet. Alles erinnerte stark an das allein selig machende Rom. Dass sich unsere Schwester gegen dieses beengende und alles geistliche Leben erstickende System wehrte, dass sie ihren Vorgesetzten von Eperjes aus frei und offen über ihre innere Stellung schrieb, auch mündlich diese darlegte, ist wohl selbstverständlich. Aber der Anstaltspfarrer vertrat den Standpunkt, dass zwar auch in einer anderen Denomination ein Mensch zu Christus kommen könne, das Heil aber doch eben in der evangelisch-lutherischen Kirche sei – und so kam sie zu der Überzeugung, dass sie, wenn sie ihre innere Freiheit nicht einbüßen wollte, sie hier lieber ausscheiden musste. Obwohl sie noch jung war, wusste sie doch so viel aus dem Wort Gottes und hatte überdies am eigenen Herzen erfahren, dass keine Kirche, nicht die allerbeste Lehre und Konfession den Menschen das Heil geben könne, sondern einzig und allein die durch den Heiligen Geist offenbarte und ins Herz aufgenommene Person Jesu Christi.

Für diese Personen hatten die Evangelischen in Spanien, aber auch Huss und die russischen Märtyrer ihr Leben auf dem Scheiterhaufen hingegeben.

So nahm denn unsere Schwester im Geist der Sanftmut und Liebe Abschied von ihren Vorgesetzten, nachdem sie ihnen den Grund ihres Austritts angegeben, und ebenso freundlich entlassen, kehrte sie nach Hause zurück. Es war gerade zu der Zeit, wo unsere Mutter schwer erkrankte und wir ihrer Hilfe in jeder Sinn Hinsicht bedurften. Da nur diese Gewissensfrage unsere Schwester zu diesem entscheidenden Schritt bewogen hatte, dachte sie immer nur mit Freude und Liebe an ihren Aufenthalt in der Anstalt, an diese in ihren Anfängen so schöne und gesegneter Arbeit dort und auf den Außenstationen sowie an ihre lieben mit Schwestern und Vorgesetzten zurück, die ihr gleichfalls ein gutes Andenken bewahrten.

Wenn ich an das alles zurückdenke, freue ich mich, dass ich, so wenig wie ich unsere Schwester überredet habe, Diakonisse zu werden, sie auch in diesem Entscheidungskampf in keiner Weise bestärkt habe. Denn solche für das ganze Leben entscheidenden Schritte muss ein Seele allein und einzig auf Gottes Wink und Befehl tun.

Es war für die Schwester keine Kleinigkeit, mit uns dieses Leben des Glaubens außerhalb des Lagers zu beginnen. Sie hatte jahrelang nur die Pflicht gehabt, Treue und dabei völlig sorgenfrei zu arbeiten, da sie alles, was sie bedurfte, vom Kleinsten bis zum Größten, von der Anstalt erhielt. Da sie eine gute und geschätzte Diakonisse war, brachten ihr die Leute überall, auch wenn sie da und dort nicht verstanden wurde, Achtung und Liebe entgegen. Bei ihren Gaben und ihrem Bildungsgrad durfte sie wohl hoffen, einmal eine leitende Stellung einzunehmen, aber sie kam freiwillig, um mit ihrem Volk die Schmach Christi zu tragen. Das war im Jahr 1899.

In diesem Jahr wurde unsere Arbeit auch in die nächste Kreisstadt getragen, wo nach einer monatelang währenden Evangelisation unter sehr merkwürdigen Umständen gleichfalls ein Blaukreuzverein gegründet wurde.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Eines unserer Mitglieder, ein junger Schuhmacher, Michael Sadlon, siedelte mit seiner

kleinen Familie nach Nove Mesto (= Neustadt) über. Neben seiner Wohnung hatte unserer Gemeinschaft einen Raum für Versammlungen gemietet, und wir gingen hin, um das Evangelium zu verkündigen und dadurch das Zeugnis unseres Bruders zu unterstützen. Die Bevölkerung dieser Stadt bestand vorwiegend aus Katholiken und Juden. Die evangelische Kirche stand nicht nur an Mitgliederzahl, sondern in jeder Beziehung auf sehr niedriger Stufe. Das kann zum Teil daher, weil sie während vieler Jahre einen Pfarrer von schlechtem Ruf gehabt hatte – und als dieser starb, ging sie in die Hände eines anderen über, der sich von seiner geistesgestörten Frau, der Mutter seiner Kinder, scheiden ließ und nach kaum beendetem Prozess vor den Augen seiner Gemeinde und seiner katholischen und jüdischen Mitbürger eine zweite Frau heimführte. Die Familie der bedauernswerten Frau wollte diese zwar zu sich nehmen, aber da die Kranke in dem Wahn lebte, dass sie nicht zur Familie S., sondern zu einer dem Kaiserhaus sehr nahestehenden Familie gehöre, wollte sie nicht dahin zurückkehren. Sie lebte in einem kleinen gemieteten Stübchen und brachte sich durch Näharbeit fort, die jüdische Frauen ihr besorgten. Aber da das für ihren Lebensunterhalt nicht ausreichte, ging sie gemeinsam mit sechzig armen Leuten mit dem Suppentöpfchen in der Hand in das katholische Stift, wo der menschenfreundliche Propst, Graf P., Arme ohne Unterschied der Konfession speisen ließ. Als das Pfarrer E.s Gemeindeglieder sahen, wie er zu Lebzeiten ihrer wahren Mutter seinen Kindern eine Stiefmutter gab, da nahmen sie schweren Anstoß daran. Sie wollten ihre Söhne und Töchter nicht länger von ihm trauen lassen, sondern gingen lieber zu den benachbarten Pfarrern, denn sie sagten, da er selbst den Traueid: „Ich will dich nicht verlassen in Kreuz oder Trübsal bis in den Tod“ seiner kranken Frau nicht gehalten, habe er kein Recht, ihn anderen abzunehmen.

Das alles trug dazu bei, dass die evangelische Kirche in N. M. auf einer sehr niedriger Stufe stand. Uns lag der Ort schon deshalb am Herzen, weil, wie ich im ersten Teil erzählt habe, unser Vater, Ján

Roy, der, im Jahr 1848 gestorben, hier als Pfarrer amtiert hatte. Von meiner Tante, der Schwester meines Vaters, hatte ich gehört, welch eine schöne, wohlgeordnete Gemeinde das zu seinen Zeiten gewesen war. Sie bestand hauptsächlich aus slowakischen Landwirten und Gutsbesitzern und wurde von diesen erhalten. Diese Landwirte hatten in N. M. schöne Häuser auf dem Hauptplatz oder außerhalb der Stadt, von Gärten umgeben. Zur Zeit meines Großvaters erfreute sich die Pfarrersfamilie allgemeinen Ansehens, nicht nur bei ihren Gemeindegliedern, sondern auch bei Katholiken und Juden. Die Juden hatten in jener Zeit nur ihre Vorstadt; keiner von ihnen durfte sich in der Stadt ansiedeln. Nach der Revolution und dem darauf folgenden Umsturz wurden die Söhne jener slowakischen Landwirte magyarische Staatsbeamte; ihre Güter gaben sie den Juden in Pacht; ihre Töchter verheirateten sich nach auswärts – und so kam es, dass die Gemeinde in jeder Hinsicht verarmte.

Als wir N. M. zu arbeiten begannen, waren schon fast alle großen Häuser jener evangelischen Landwirte von Juden bewohnt. Sie hatten die Geschäfte in die Hände bekommen, aber auch die umliegenden Güter. Darauf errichteten sie Brennereien, und in ihren Schenken plünderten sie das arme Land Volk aus. Erst machten sie es betrunken, und dann verachteten sie es. Auf diese Weise rächten sie ihre Väter, die vor der Revolution auch jedermann nach Gutdünken misshandeln und verachten durfte.

Rom erhielt das Volk systematisch in Blindheit, die Juden in Trunksucht, und jene, die sich der reinen Lehre rühmten, hatten ihr Licht unter den Scheffel gestellt und gaben nur Ärgernis. Daher kam es wohl, dass trotz massenhaften Besuches unserer Versammlungen kein einziger Bürger von N. M. zur Bekehrung kam. Die Seelen, die der Herr uns dort schenkte, waren entweder aus der Umgebung oder von auswärts zugezogen. Der Boden war so hart getreten, dass der göttliche Samen nur an der Oberfläche liegen blieb und die Vögel ihn auffraßen.

Trotzdem arbeiteten wir mit Begeisterung, Hingabe und Treue in diesem Städtchen, und hielten dem frechen, raffinierten Widerspruch stand, der an einem Sonntagabend seinen Höhepunkt erreichte.

Die Stube, in der wir uns versammelten, hatte nur ein großes Fenster. Da man uns im Lauf der Woche während der Versammlungen Steine hineingeworfen hatte, hatten wir das äußere Fenster herausgenommen und durch Bretter ersetzt, um das Innere zu schützen. Ein deutscher Bahnbeamter, der selbst abstinent und dem Werk des Herrn freundlich gesinnt war, kam, um uns zu warnen; wir möchten an diesem Sonntag überhaupt keine Versammlung abhalten, da uns, wie er gehört hatte, ein Überfall drohte. Da wir aber die Versammlung schon angekündigt hatten, konnten wir sie nicht gut absagen. Das Einzige, was wir tun konnten, war, dass wir die Botschaft nach S. T. schickten, unsere Geschwister, die uns zur Hilfe kommen sollten, möchten daheim bleiben. Denn wenn es schlecht um uns stand, wollten wir sie nicht auch in Gefahr bringen. Bruder Sadlons Frau war gleichfalls nicht daheim, sondern nur er, seine beiden kleinen Kinder, Peter K., der von St. Helena zurückkehrte, und ich. Ich muss nochmals erwähnen, dass wir die vergangene Woche an jedem Abend Versammlungen abgehalten hatten und dass uns der Pöbel fast jedes Mal zwei bis drei Steine in die Fenster geworfen hatte. Wir erwarteten das schon als Begleitung zum Gesang.

Am Freitag waren unter anderem zwei Herren gekommen. Ich wollte damals über die drei Männer im Feuerofen sprechen, die bereit waren, lieber zu sterben, als sich vor den Götzen zu beugen. Doch kaum hatten wir ausgesungen, da sprach in meiner Seele die leise, wohlbekannte Stimme, die mir schon so oft geraten und die ich als die Stimme meines Herrn kannte: „Sprich nicht über diesen Text; nimm einen anderen!“ – Ich gehorchte und verlas einen Abschnitt aus der Apostelgeschichte. Kaum war der Text gelesen und ein paar Worte darüber gesagt, da erhob sich draußen der Ruf: „Feuer!“. Alle unsere Zuhörer, mit wenigen Ausnahmen, stürzten

davon. Hätte ich über den von mir erwählten Text gesprochen, dann wäre ich gerade bis dahin gekommen, wo sich diese drei Jünglinge dem Gebot des Königs widersetzten. Als nun alles davon lief, blieben nur jene beiden Herren zurück, sowie der Gemeindediener, der gleichzeitig mit ihnen gekommen war.

Einer der Herren fragte ernst, warum wir diese Arbeit betrieben und warum sich gerade die Pfarrer so feindlich entgegenstellten.

Ich legte freudig Zeugnis ab, erklärte den Zweck unserer Arbeit und fügte hinzu, dass ihr nicht alle Pfarrer feindlich gegenüberstünden. Dann empfahlen sich die Herren höflich und gingen fort.

„Wissen sie, wer das war?“, sagte mir der Gemeindediener.“ Der Herr Oberstuhlrichter.“

Ich war sehr froh, dass wir uns so freundschaftlich mit dem liebenswürdigen Herrn unterhalten hatten, nun war es mir auch klar, warum ich nicht über die drei Jünglinge sprechen durfte, denn die Herren hätten ja nicht das Ende gehört, sondern nur, dass sich diese Männer dem König widersetzt hatten, und am Ende wäre der Stuhlrichter auf den Gedanken verfallen, dass wir das Wort Gottes als Deckmantel benutzten, um irgendwie gegen die Obrigkeit zu hetzen. Mein Herr wusste das, darum hatte er uns behütet. Das war also am Freitag gewesen.

Am Sonntag hielt ich nachmittags von 5–6 eine Stunde mit den Kindern. Diese kamen gern und so zahlreich, dass die Erwachsenen daneben kaum Platz gefunden hätten. Diese Stunde lief glücklich ab. Als jedoch die Kinder fortgehen wollten, konnten sie kaum heraus, denn es stürzte eine Schar halbwüchsiger Burschen herein, denen man es anmerkte, dass sie sich erst in des Teufels Kirche am Alkohol gestärkt hatten und nun in kampflustiger Stimmung waren. Ehe man bis fünf zählen konnte, war die Stube gedrängt voll. In den Bänken links der Wände saßen unsere üblichen Zuhörer. Die übrigen Bänke hatte diese bezahlte Bande, wie wir später erfuhren, in Beschlag genommen. In dieser unruhigen Gesellschaft standen wir drei: Bruder Sadlon, Bruder Peter und ich, allein. Ich redete meine Zuhörer an

und gab der Hoffnung Ausdruck, dass die Katholiken sich so benehmen würden, wie es sich für Katholiken, die Evangelischen, wie es sich für Evangelischen gezieme. Darauf wurden sie wirklich stille. Sie nahmen die gedruckten Liederbüchlein, und als wir nun zu singen begannen, fielen auch sie in den Gesang ein – aber wild und johlend! Man merkte, dass die Hölle ihnen half. Als ich mich an das Pult setzte, stand plötzlich eine erwähnte Deputation vor demselben. Der Inhalt ihrer mit verschiedenen Beschimpfungen gewürzten Rede war etwa Folgender: „Wir sind hier Katholiken, Evangelische und Juden! Gehen sie nach Afrika, nach Indien oder zu den Heiden! Wir haben geordnete Gemeinden, wir brauchen sie hier nicht! Gehen sie dorthin!“ und so weiter. Der Redner wollte dazu noch ein Zitat aus der Offenbarung vorlesen, aber er sah wohl nicht gut und begann zu stottern.

„Bemühen Sie sich nicht“, sagte ich, „wir haben es ihr hier in der Bibel, und wenn Sie wünschen, lese ich es Ihnen vor.“

„Wenn sie es dort haben,“ riefen andere, „wozu lesen Sie es ihnen vor?“

Als die Deputation fertig war, stürzen sie unter Schimpfworten, wie sie ihnen dieser höllische Geist eingab, zur Stube hinaus. Ihre Plätze nahmen andere ein, während die ersten nun darangingen, das Fenster mit ein bis zwei Kilo schweren Steinen zu bombardieren, so dass das schützende Brett nachzugeben drohte und das ganze Fenster samt dem Rahmen beinahe in die Stube fiel. Inzwischen sprangen die Neuangekommenen über die Bänke, schrien, schimpften und tobten. Dazwischen hörte man das Weinen und die Schreckensrufe der Frauen, die sich an die Wände drückten. Da sie nicht mit dem ersten Haufen den Raum verlassen hatten, war es jetzt gänzlich ausgeschlossen, denn die tobende Menge füllte nicht nur den Versammlungsraum, sondern auch das vordere Zimmer, die Küche und den Gang, der dahin führte –, sondern außerdem noch den viereckigen, etwa zwölf Meter langen Hof und die dahin führende, etwa vier Meter breite und wohl zwanzig Meter lange Straße, ja

auch die breite Straße vor dem Haus. So tobte eine nach mehreren Hunderten zählende Menge!

„Erschlagt sie“, schrie plötzlich eine schrille Weiberstimme im Hof, „und die kleinen Kinder zuerst!“

Mit diesem Ausruf hatte der Teufel seine Absicht verraten. Sie wollten uns töten. So zahlreich waren sie, und die ganze Hölle war mit ihnen, und doch durften sie uns kein Haar krümmen. Sie konnten uns totschlagen, zerreißen, denn wir waren in ihren Händen, aber wir waren nicht allein!

Während ich vor dem Pult dicht an dem Fenster saß, das den Steinwürfen nachzugeben drohte, flehte ich zum Herrn, dass, wenn eines zum Opfer fallen sollte, ich es sein dürfte und nicht einer von den Brüdern. Oh, diese große Macht Gottes! Wenn sie einen Menschen ganz überschattet, dann schwindet auch bei den ängstlichen Gemütern alle Furcht und Todesangst. Wir fürchteten uns wirklich nicht, keiner von uns. Nicht einmal die kleinen Kindlein, die im anderen Zimmer inmitten des lärmenden Pöbels ganz ruhig in ihrer Wiege saßen, bis es dem Vater gelang, sie zu uns zu holen. Sie waren hier zwar in derselben Gefahr, aber sie waren wenigstens bei uns. Von 7–9 Uhr dauerte dieser Sturm. Innerlich dazu getrieben, stand ich endlich von meinem Pult auf, ging bis zur Tür, und indem ich meine Augen fest auf das Gesicht eines Mannes richtete, der mit furchtbaren Worten unserer Ehre, besonders die meinige, schmähte und mit Füßen trat, sagte ich in der plötzlich eingetretenen Stille: „Wissen Sie das ganz gewiss, was sie da sagen? Sagen Sie mir das nochmals ins Gesicht!“

Er brummte etwas, dass mein Großvater sich noch im Grab umdrehen müsse und ging fort. Ihm stürzten die Übrigen nach, und es verging keine Viertelstunde, da waren wir allein. Noch ein paar Steinwürfe – und es wurde still.

Um uns her Verwüstung, Gestank, Schmutz, Unordnung – mit einem Wort eine Wüste! Langsam kamen unsere drei Jünglinge, die in der Befürchtung, dass sie sich nicht beherrschen könnten, sich lieber

verborgen hatten, um die Sache nicht durch unbedachte Worte oder Taten zu verschlimmern. Der Herr selbst hatte ihnen dies geraten und sie zurückgehalten. Nachdem wir für seine Bewahrung gedankt hatten, saßen wir still um den Tisch herum. Da wurden Schritte laut. Der Herr Gastwirt, ein Jude, auf dessen Blechdach unser Fenster hinausging, führte die Gendarmen gegen uns. Unsere Jünglinge meldeten ganz erschrocken: „Die Gendarmen kommen!“

„Gut“, sagte ich, „lasst sie nur kommen!“ Sie traten ein – einer finsterer als der andere. Ich ging ihnen entgegen.

„Meine Herren,“ sagte ich, „Sie kommen erst jetzt? Von 7–9 Uhr war hier ein Aufstand, und sie wissen nichts davon?“

Die Herren blickten mich überrascht an. „Wo sind wir denn?“, fuhr ich fort. „In Russland, in Kamtschatka – oder in Ungarn, wo Religionsfreiheit herrscht?

Einer entschuldigte sich, dass die Polizei nicht überall sein könne und fragte, warum wir überhaupt hergekommen und nicht in T. geblieben seien.

„In T.? Unser Verein muss sich ausbreiten“, entgegnete ich.“ Wie kann er das, wenn wir alle in T. sitzenbleiben?“ Noch ein paar unbedeutende Worte, und die Herren gingen wieder – zum nicht geringen Verdruss des Schankwirts. Zwar hatte sich der Pöbel bei ihm betrunken, aber alle Steine, die gegen unser Fenster flogen, waren auf sein Blechdach gefallen und hatten es beschädigt – ja, beinahe hätten sie seine Magd, die gerade über den Hof ging, getötet.

Damit wir aber nicht etwa noch als die Friedensstörer bei der Obrigkeit verklagt würden, nahmen wir am Morgen die größten Steine und trugen sie zum Oberstuhlrichter. Es war derselbe Herr, der am Freitag unsere Versammlung besucht hatte. Bruder S. erzählte die Sache, wie sie sich zugetragen hatte. Er sprach freundlich mit uns und forderte uns auf, sobald als möglich unsere Vereinsstatuten einzureichen. Er versprach, dafür zu sorgen, dass sie so bald wie möglich genehmigt würden, bat uns aber zugleich, die Arbeit bis dahin nicht fortzusetzen, weil er uns erst dann vor Gewalt beschüt-

zen könne. Wir folgten seinen Worten, und es vergingen keine zwei Monate, da waren unsere Statuten genehmigt. Inzwischen erfuhren wir, dass Herr Stuhlrichter L. bestürmt worden war, uns gewaltsam aus N. M. zu entfernen. Er soll darauf entgegnet haben: „Keiner wird verfolgt, bevor sich die Obrigkeit nicht selbst überzeugt.“ Darum war er an jenem Freitag selbst gekommen, um sich zu überzeugen, was wir trieben, und nahm sich unser nun so freundlich an. Ich glaube, dass unser Herr es ihm auf irgendeine Weise vergelten wird.

Das war unsere Erfahrung in N. M., die uns unvergesslich geblieben ist und so schön die Worte des Psalmisten illustriert: „Der HERR regierte zurzeit der Sintflut, und der HERR herrscht als König in Ewigkeit. Der HERR wird seinem Volk Kraft verleihen; der HERR wird sein Volk segnen mit Frieden.“

Kapitel 7

Als Bruder Ch. ganz zu seinem Volk zurückgekehrt war, begann er im Jahr 1900 das Monatsblatt *Svelto* (= Licht), als Zeitschrift des Blauen Kreuzes herauszugeben. Durch dieses Blatt wurde unsere schon verzweigte Arbeit sehr erleichtert. Jeden Monat konnten wir so unsere Mitglieder besuchen und stärken. So wie zu Anfang Schwester Maria und ich alles Gute, was wir lasen, mit unseren lieben Freunden teilten, so gaben wir nun alles Gute, was uns der Herr selbst schenkte, oder was wir aus den vielen Zeitschriften erfuhren, die in unser Haus kamen, an die große Familie unserer Leser weiter. Obwohl *Svetlo* an innerem Wert *Betanie* nicht erreichte, schon darum nicht, weil keiner von uns solch ein Beter war, wie der treue Bruder Kostomlatsky – wurde es dennoch ein sehr willkommener und sehnsüchtig erwarteter Gast, sowohl daheim als auch jenseits des Ozeans, wohin ganze Familien unserer T.er Gemeinschaft und besonders viele junge Mädchen ausgewandert waren. Wir hatten in dieser Zeitschrift fünf Abteilungen: Vor allem eine Betrachtung über Gottes Wort, dann eine „Leuchte in der Finsternis“ genannt, wo die schönsten Begebenheiten aus fern und nah beschrieben waren, dann „Dunkle Bilder“, tragische Begebenheiten aus dem Leben armer Trinker und ihrer Familien, „Raketen“, in denen Missstände in satirischer Weise gegeißelt wurden, und endlich die „Post“.

Unter dieser Rubrik schrieb ich allmonatlich unserer wachsenden Familie einen Brief, so recht von Herzen zum Herzen. Weil es aber sehr viele Leute gibt, die gern Briefe lesen und empfangen, so bekannten mir manche Leser, dass sie, wie die Juden, *Svetlo* von hinten nach vorn läsen. Aber dessen ungeachtet lasen sie das Blatt ganz durch, manche wohl auch viermal. *Svetlo* verschaffte uns Eingang mit dem Evangelium in Häuser und Orte, die wir sonst nie erreicht hätten. Unserem Herrn sei die Ehre! Es tat seine Pilgerfahrt treu sechszehn Jahre hindurch und erlosch im Jahr 1915, von der

Regierung verboten. Aber ich wollte ja erst von seiner Entstehung berichten.

Gute Dienste erwies uns die Zeitschrift besonders im Jahr 1903, als Bruder Ch. eine christliche Verlagsbuchhandlung eröffnete, und sie auf unserer Bücher hinweisen konnte. Wenn ich jetzt dieser alten Jahrgänge von *Svetlo* durchsehe, kann ich aus den Briefen wie aus den Vereinsnachrichten genau feststellen, wer uns bis zum Jahr 1903, die diese ersten fünfzehn Jahre unserer Arbeit beschließt, besucht hat.

Bevor ich dazu übergehe, muss sich beschreiben, wie ich es lernte, vom Rednertisch aus ins Deutsche zu übersetzen. Es ging mir dabei wie einem, der Schwimmen lernen soll und ins Wasser geworfen wird. Er muss die Schwimmtempos machen, ob er will oder nicht, wenn er nicht untergehen will.

Als unserer Bruder von Budapest nach Prag ging, sollte an seiner Stelle als Sekretär des Hauptverbands ein gläubiger Kandidat der Theologie aus Deutschland kommen. Auf dem Weg nach Budapest sollte sein erster Besuch bei uns sein. Aber an einem Sonnabend erwarteten wir ihn vergeblich. Das war uns im Hinblick auf unsere Sonntagsversammlung eine große Enttäuschung.

Am andern Tag um zehn Uhr wartete unsere Gemeinschaft, vollzählig versammelt mit uns, und als der angekündigte Redner nicht kam, mussten wir wie gewöhnlich mit Gebet und Gesang beginnen. Wie wir singen, hält plötzlich ein Wagen vor unserem Haus. Während des Gesanges hinauseilen, den lieben Gast begrüßen und ihm sagen, wie die Sachen stehen, war das Werk der nächsten Sekunden. Er entschuldigte seine Verspätung, legte Überzieher und Handschuhe ab, und bevor das Lied zu Ende gesungen war, standen wir beide vor dem Pult. Eine Vorstellung war nicht nötig; er wusste, wohin er gekommen war; wir wussten, wen wir vor uns hatten. Wichtiger war das Zeugnis, dass er mitbrachte. Er hatte noch niemals mit Übersetzung gesprochen – ich hatte noch nie übersetzt.

Wir beteten; er gab den Text an, ich las ihn vor, er begann zu sprechen – und der Herr half uns wunderbar. Er selbst hatte uns in diese Wellen geworfen, so dass wir beide in dieser Stunde das Schwimmen lernten. Nach dem Vortrag, der mit Gebet und Gesang schloss, führten wir unseren lieben Gast in das Esszimmer, damit er sich nach der Reise ein wenig mit Speise stärke. Aber da es unsere Geschwister danach verlangte, in näher kennenzulernen, verließ niemand den Saal. Als er dies bemerkte, bat er, ob er noch etwas sagen dürfe. So kehrten wir nach einem Weilchen wieder in den Saal zurück. Nach einigen kurzen, gegenseitigen Begrüßungsworten öffnete unser lieber Gast nochmals die Bibel und hielt uns erneut einen schönen Vortrag, nachdem unsere Geschwister geistlich gesättigt und erfreut, in ihre Kopanitzen von T. und unterhalb der Javorina zurückkehrten.

Das war Bruder Johannes Urbans erster Besuch bei uns. Dabei wurde der Grund zu jener treuen Freundschaft gelegt, die von seiner Seite bis zum Tod, von unserer Seite über das Grab hinaus währte. Einige Monate später verbrachte dieser Bruder zwei Wochen seiner Ferien bei uns. Damals hatten wir Gelegenheit, ihn als Menschen wie als Christen näher kennenzulernen.

Wie leuchteten seine dunklen Augen, wenn er die Gnade und Sünderliebe seines Heilands in feuriger Begeisterung seinen Zuhörern bezeugen durfte. Obwohl von Natur weich und friedliebend, war er von unerschrockener und unbeugsamer Festigkeit, wenn es galt, den einmal erkannten Willen Gottes in irgendeiner Sache auszuführen. Kindlich gläubig und dabei rückhaltlos gehorsam seinem geliebten Herrn, war ihm ganz gleichgültig, ob sein offenes Bekenntnis der Wahrheit, auch gegenüber der Sünde, vor Hochgestellten wie vor Geringsten, ihm etwa schaden oder ihm die Menschen zu Feinden machen könnte. Es war eine Johannesnatur. Liebe ging von ihm aus, und die Menschen mussten ihn wiederlieben. Er erzählte uns, dass er seine leibliche Mutter nie gekannt habe. Sie starb, als er erst einige Wochen alt war, und dass seine zweite Mut-

ters es war, die es sich von Gott erbeten hatte, besonders auch ihren Stiefsohn ihrem Herrn zuführen zu dürfen, und was diese Mutter ihm gewesen und dass er ihr auch seine Errettung zum ewigen Leben verdanke.

Innere Reinheit des Charakters, tiefes Feingefühl offenbaren sich oft in Kleinigkeiten. Trotz unserer Armut waren wir stets bereit, unser kleines Gastzimmer freundlich zu schmücken, damit sich unsere Gäste darin wohlfühlten. Solch ein bescheidenes, aber nach Möglichkeit hübsches Zimmer übergaben wir auch unseren lieben Bruder. Zwei Wochen wohnte er darin und brauchte sehr wenig Bedienung. Als er fortging, hinterließ er das Stübchen so ordentlich, wie aus einem Schächtelchen. So wie in dieser Stube, so sah auch in seinem Inneren aus. Ach, er war eine schöne, reine Seele!

Die Arbeit eines Sekretärs vom Blauen Kreuz gab er nach einigen Monaten auf und nahm einen Ruf an als Pfarrer einer deutschen Gemeinde in Slawonien. Dort erwies er uns, gemeinsam mit seiner lieben Gattin, einen großen, persönlichen Liebesdienst, wovon später noch die Rede sein wird.

Ich weiß nicht mehr, ob es durch seine Vermittlung war, dass uns sein jüngster Bruder Reinhold besuchte, der zu jener Zeit eine christliche Buchhandlung in Striegau in Schlesien eröffnet hatte. Von Angesicht sahen sich die Brüder nicht sehr ähnlich; dafür merkte man es ihnen an, dass ein und dieselbe Mutter sie erzogen hatte. Unser treuer Freund Reinhold Urban war der Typus des reinen, selbstlosen und unpraktischen Idealisten. Eine heitere Seele, ein Herz voll Liebe und Eifer; kurz, der wahre Idealist. Er erbat sich von mir die Einwilligung, das Büchlein *Ohne Gott in der Welt* in deutscher Übersetzung herauszugeben und ahnte dabei nicht im Entferntesten, dass er damit unserer slowakisch-christlichen Literatur den Weg in die weite Welt bahnte. Als später seine Buchhandlung in Striegau in die Hände seines älteren Bruders überging, erschienen im Lauf der Jahre alle unsere slowakischen Bücher, bis auf vier, in deutscher Übersetzung in diesem Verlag. So kamen sie nicht nur in

die Hände der Deutschen, sondern auch der Engländer, Franzosen, Dänen, Schweden, Holländer und so weiter.

Da unsere Büchlein nur in fünf Sprachen aus dem Original übersetzt werden konnten, und die Spanier *Im Sonnenland* nach dem Französischen übersetzten, so sind von den 19 Sprachen, in denen sie die Ehre des Herrn in der Welt verkündigen dürfen, die Übersetzungen in dreizehn Sprachen aus der deutschen Übersetzung erfolgt. Und so haben an dem Werk der Verbreitung die beiden Brüder Urban großen Anteil.

Der Herr wollte das, was er uns, den Geringsten, geschenkt hat, auch für andere Völker gebrauchen, und dazu benutzte er diesen Besuch. Ihm sei die Ehre!

Unser teurer Bruder Reinhold ist nicht mehr aus dem Weltkrieg heimgekehrt. Obwohl er noch jung war, ruht er schon lange von seinen Werken. Seine Augen haben den König gesehen, an den er glaubte und dessen Reich er so freudig bauen half; er ist auf ewig gesättigt und belohnt.

Das gehört zwar nicht mehr in den Rahmen jener fünfzehn Jahre, den ich zu beschreiben versprach, aber zur Ehre des Herrn musste ich diese Dinge erwähnen, da ich die Führung und Leitung Gottes in unserem Leben zeigen möchte, bei der alle, sogar auf den ersten Blick unbedeutende Dinge, zu unserem Besten dienen mussten, ebenso wie alle Menschen, die uns in dem *Haus am Weg* besuchten.

Der erste der Ausländer, die zu uns kamen, war Mr. Broadbent, ein Engländer, der uns im Lauf der Jahre noch öfters besuchte und uns durch seine tiefe Kenntnis des Wortes Gottes jedes Mal diente und zu unserer geistlichen Erbauung beitrug. Als er zum ersten Mal die göttlichen Wahrheiten in unserer übervollen Stube verkündigte, und hörte, dass wir den Plan hegten, unseren Holzschuppen, den er sich besah, zu einem kleinen Saal umzubauen – allerdings auf unserer eigenen Kosten –, da veranstaltete er nach seiner Heimkehr eine Kollekte, wodurch er uns diesen Umbau zum größten Teil ermöglichte.

Das nächste Mal sprach er mit großer Freude bereits auf dem Podium des neuen Saals, von dem es wirklich in geistlicher Beziehung gilt, was von Zion geschrieben steht, dass dieser und jener darin geboren wurde. Auch Mr. Broadbent gehört zu unseren geschätzten Freunden, mit denen uns die gemeinsame Liebe zu Christus und der Eifer für die Ausbreitung seines Reiches innig verband.

Der erste Blaukreuzler, außer Bruder Urban, der uns im Jahr 1900 besuchte, war Herr Schinzel, der Begründer mehrerer Blaukreuzvereine in der Schweiz. Dieser treue Mann, ein aus Mähren gebürtiger Deutscher, war als armer Webergeselle durch Österreich und Tirol nach der Schweiz gewandert und hatte dabei Erfahrungen für sein Handwerk wie fürs ganze Leben gesammelt. Dort in jenem paradiesischen Garten fand der Jüngling, was er nicht gesucht hatte, den kostbaren Schatz: Jesus und sein Heil. Er übergab sein ganzes, weiteres Leben dem Herrn. Durch göttliche Führung kam er später in das Missionshaus Chrischona und wurde dort für den Dienst am Evangelium ausgebildet. Zwei Jahre weilte er als Gehilfe bei Herrn Samuel Zeller in Männedorf, was seinem geistlichen Leben sehr förderlich war, als wäre er in die Prophetenschule des Elias oder Elisa gekommen. Auf ihn passte sehr guter Ausdruck „ein Mann Gottes“. Mit reger Teilnahme hörten wir zu, wenn er uns von seinen persönlichen Erfahrungen mit dem Heiland erzählte, den er über alles liebte und lobte.

Aber er konnte auch sehr unterhaltend sein und gern und viel lachen. Als er uns seine Wanderschaft beschrieb, erzählte er uns unter anderem, wie er eines Abends in ein italienisches Dorf kam. Er suchte ein Nachtlager, konnte sich aber nicht verständigen. Endlich nahm ihn eine Bäuerin auf und öffnete die Tür zu einem Raum, wo er ganz glücklich auf reines Stroh hinsank und von Müdigkeit überwältigt, sogleich einschlief. Im Schlaf fühlte er plötzlich, dass er nicht allein war und dass sein Schlafgenosse sich streckte. Verschlafen bewegte er die Hände; die rechte berührte etwas Warmes. Da tönte ihm ein unheimliches, betäubendes „J–aa!“ in die Ohren. Der ent-

setzte Jüngling schlug mit der Faust nach seinem Nachbar. Dieser fuhr mit einem Ruck auf, aber auch unser Wanderer wurde sprang auf, ergriff Bündel und Stock, schlug die Tür aus und rannte aus dem italienischen Stall, wo er die Nacht mit einem Esel verbracht hatte, der sich wohl sicher für einen so ungeselligen Schlafgenossen bedankte!

Der liebe Bruder beschrieb uns diese Begebenheit so lebhaft und lachte dabei so herzlich, dass ihm die Tränen in die Augen traten, so dass auch wir uns lange nicht beruhigen konnten.

Ein Jahr später durften wir auf unserer Schweizerreise in seinem musterhaft schönen Familienkreis zu Gast sein. Wenn irgendwo, dann hatten wir dort, in dem märchenhaft schönen Romanshorn Gelegenheit, die ganze Schönheit der christlichen Familie zu sehen, einer Familie, wo der Mann das Haupt, die Frau das Herz ist, und wo glückliche Kinder sich in Liebe und Ehrfurcht an die Eltern schmiegten. Kein Wunder, dass der liebe Bruder solch mächtigen Einfluss auf seine große Gemeinde hatte, deren gesegneter Prediger er war. Er hätte es wagen dürfen, das Wort des Apostels auf sich zu beziehen: „Darum wandelt, wie ihr uns zum Vorbild habt.“ Wir sahen, wie seine liebe, umsichtige Frau ihm alle Alltagssorgen abnahm, um ihm seine Arbeit im Reich Gottes zu erleichtern. Ihre Hingabe und ihr Vertrauen zu ihm reichte so weit, dass sie bei einer Erkrankung an Brand, die eine sofortige Operation erforderte, um durch Abnahme des Fußes bis zum Knie das Leben der kinderreichen Mutter zu retten, erklärte: „Lieber will ich unter deinen Händen sterben, als unter den Händen der Ärzte.“

Bruder Schinzel hatte als Gehilfe von Samuel Zeller, durch dessen Händeauflegungen der Herr so viele Kranke gesund gemacht hatte, gleichfalls die Gabe der Krankenheilungen erlangt. Er gebrauchte sie aber nur auf den ausdrücklichen Wunsch der Kranken oder deren Familien. Seine Frau glaubte, dass sie, wenn er ihr nach dem Wort Gottes die Hände auflegte, gesund würde, wenn es der Wille des Herrn sei. Wenn aber nicht, dann wollte sie lieber bei dieser bibli-

schen, als bei einer weltlichen Heilmethode sterben. Um jedoch ihrem Mann nicht, für den Fall ihres Todes, Unannehmlichkeiten zu bereiten, diktierte sie den Ältesten ihrer Gemeinde eine Erklärung, dass das auf ihr Verlangen geschehe, unterschrieb dieselbe und legte sich dann in Gottes Hände. Eine ganze Woche dauerten die unaussprechlichen Qualen der kranken Frau, aber ihr Glaube kam nicht ins Wanken. Unter Gebet und Handauflegung beruhigten sich die Schmerzen. Der Fuß, der erst kohlschwarz gewesen, wurde allmählich heller, und nach sechs Wochen konnte Frau Schinzel ihrem Gatten, der von einer Evangelisationsreise heimkehrte, auf diesem geretteten, durch den Herrn Jesus vollkommen geheilten Fuß entgegengehen. Zu gleicher Zeit wurde eine andere Dame infolge derselben Krankheit operiert und bekam ein künstliches Bein, fühlte aber bei jedem Witterungswechsel große Schmerzen.

Bei unserem Besuch in Romanshorn lief Frau Schinzel wie eine Bachstelze in Haus und Garten umher, immer tätig und vollkommen gesund. Die Bekanntschaft dieser ganzen Familie brachte uns viel geistlichen Gewinn.

Dann besuchte uns auf der Rückreise vom Internationalen Abstinentenkongress, der in Wien abgehalten wurde, Herr Pfarrer Arnold Bovet aus Bern, der treue Mitarbeiter des Begründers der Blaukreuzarbeit, Pfarrer Rochat in Genf. Obwohl wir durch seinen Besuch viel Freude und Ermunterung empfingen, sowohl persönlich wie für unsere Gemeinschaft, so ahnten wir doch nicht, wie sehr uns gerade dieser Diener Gottes helfen würde, welch ein Wohltäter er uns in einer sehr wichtigen Sache werden sollte. Ach, all die Menschen, die uns, aus weiter Ferne kommend, in unserem Haus am Weg besuchten, waren vom Herrn gesandt, um die Sache seines Reiches bei uns zu fördern. Keinen von ihnen hatten wir zuvor gekannt, keinen eingeladen, sie kamen, ohne es zu ahnen, auf höheren Befehl, um zu tun, wozu sie gesandt waren. So auch Herr Arnold Bovet.

Um diesen Ausspruch zu erläutern, muss ich abschweifen. Als unsere Gemeinschaften wuchsen, konnten wir nicht mehr aus geschriebenen Heftchen singen; so ließen wir erst ein Büchlein *Paradiessträußlein* drucken, dann ein zweites mit dem Titel *Unsere Lieder* und weitere drei Heftchen, *Lieder des Vereins vom Blauen Kreuz*. Aber alle diese Lieder hatten leider nur Texte. Wir mussten an die Herausgabe eines Gesangbuchs mit Noten denken. Dazu fehlten uns die Mittel und vor allen Dingen die geeigneten Leute. Schwester Maria hatte die Lieder wohl niedergeschrieben und in Musik gesetzt, da sie aber nicht die Kunst der Harmonielehre verstand, konnte sie das Buch nicht druckfertig machen. Da die slowakische Intelligenz uns verachteten und als Schwärmer und Sektierer verschrienen

Unser „Liederkomitee": Maria Roy, Kristina Roy, Jan Chorvat, Božena Chorvat-Roy, Julinka Manica, Felix Bovet. (S. 90.)

Leute ignorierte, wussten wir niemanden, der uns hier hätte beraten und helfen mögen. Unsere deutschen Freunde dagegen verstanden den slawischen Charakter unserer Lieder nicht, so sehr sie dieselben bei ihren Besuchen auch bewunderten.

Durch ihre Harmonisierung hätten sie denselben ungewollt ihre Eigenart und ihren Schmelz genommen. So waren wir wieder nur auf Gebet und Glauben angewiesen. Wir machten zwar jene Reise in

die Schweiz, nur damit Schwester Maria ihre Lieder der bekannten Dichterin und Komponistin, Frau Dora Rappard, vorlegen könne. Aber da das nur unser eigener Plan war, so war die Reise, die uns in anderer Beziehung viel Gewinn brachte, im Hinblick auf unserer Lieder vergeblich. Frau Inspektor Rappard war nicht daheim, und wir konnten nichts ausrichten. Der Herr hatte einen anderen Weg. Bei einem Besuch in Böhmen baten die dortigen Brüder Schwester Maria um eine Melodie zu einem Lied: „Tragt hinaus ...“ Sie entsprach ihre Bitte. Dieses Lied fanden wir in deutscher Übersetzung, aber mit ihrer Melodie von Herrn Felix Bovet, dem Sohn des Herrn Pfarrers Bovet, in dem neuen Liederbuch des Blauen Kreuzes. Als Schwester Maria beim Spielen bemerkte, dass der slawische Charakter des Liedes völlig gewahrt geblieben war, wagte sie es, Herrn Pfarrer Bovet unsere große Verlegenheit, die dringende Notwendigkeit eines Gesangbuchs, vorzutragen und zugleich die Hoffnung auszusprechen, dass sein lieber Sohn uns in dieser wichtigen und doch so schwierigen Sache helfen könne. Ohne es zu wissen, hatte sie sich an die richtige Adresse gewandt. Die Pfarre in Bern war wie das Haus Asaphs; die ganze Familie bestand aus Musikern und Sängern. Herr Pfarrer Bovet verstand uns. Er schickte seinen Sohn, der damals Evangelist in Kärnten war, nicht für ein bis zwei Tage zu uns, wie Schwester Maria gebeten, sondern gleich für drei Wochen, damit er die Lieder bei uns harmonisiere.

Oh, diese drei Wochen! Ob ich sie jemals vergessen werde? Wir haben in unserem Leben viel gesungen, aber nie zuvor und nie danach so viel, wie in diesen drei Wochen; denn Bruder Felix Bovet machte den Satz unserer Melodien nicht nach Noten, sondern nach Marias Spiel und nach unserem Gesang. Er musste große Geduld mit uns haben. Häufig griff er sich an den Kopf und rief: „Na, das ist ja schon wieder der slowakische Neunachtel- oder Fünfvierteltakt!“

Es war freilich keine kleine Arbeit, manche Melodien von Schwester Maria in Sauls Rüstung der strengen Regeln zu pressen! Mit den meinigen, die fast alle Marschtempo hatten, war es keine

solche Klage – dafür hatten sie auch nicht jenen Wert! Auf den Wunsch Bruder Bovets ließen wir, die wir ihm die Lieder vorgesungen und denen er den Namen *Liederkomitee* gegeben hatte, uns gemeinsam mit ihm fotografieren, und so ist uns eine hübsche Erinnerung an jene sangesfrohe Zeit geblieben. Wohlgetroffen auf dem bescheidenen Bildchen ist eigentlich nur er selbst, lachend, fröhlich, wie er war.

Als die Arbeit beendet war, übernahm Bruder Ch. die Korrektur des Notendrucks; eine Korrektur ging in die Schweiz, die andere zu uns. (Später wurde eine zweite Auflage in Deutschland gedruckt.) Dass sich die Arbeit dadurch verzögerte, ist gewiss. Aber dem Herrn sei Dank! – als Br. Ch. die Buchhandlung eröffnete, konnte er in unserem Blatt *Svetlo* bekanntgeben, dass die Lieder in Druck seien, und nach zwei Jahren, dass sie erschienen seien.

Beide Herren Bovet fügten der Wohltat, die sie uns erwiesen, noch einen Geldbetrag hinzu, der uns bei der Herausgabe der Liederbücher behilflich war. Nicht lange danach rief Gott Herrn Pfarrer Arnold Bovet zu sich, wo er ihm im Reich der ewigen Harmonie sicher auch reichlich seine Liebe zu uns vergolten hat.

Oh, was war das nun für ein Singen, daheim und jenseits des Ozeans! Es war ein freudiger Lobpreis unseres gütigen Herrn, der uns so wunderbar aus all unseren Verlegenheiten geholfen hatte! Diejenigen, die zu uns kamen, besonders die jungen Kinder Gottes unserer Tage, können sich gar nicht vorstellen, was es für zwei einsame Frauen bedeutete, diese ersten zehn Jahre zu erleben! Mit dem Lichte in der Hand vorwärts zu gehen und zu Anfang kein einziges slowakisches Lied, kein einziges Schriftchen oder Buch, kein festliches Gedicht zu Hilfe zu haben, kurz, nichts! Mit gutem Gewissen dürfen wir ihnen die Worte eines nationalen Führers zurufen: „Wollt ihr weiterkommen, wie wir gekommen sind, dann müsst ihr mehr wissen, wie wir wissen.“ Auf den Grundlagen, die wir gelegt haben, können sie bei besserer Schulbildung das Reich Gottes besser aufbauen, als wir Pioniere es vermochten. Aber sie werden es nur kön-

nen, wenn Christus ihr Leben wird, wenn sie das besitzen werden, was wir hatten und was uns über alles hinweghalf: die unauflösliche Verbindung mit Gott und seine beständige Gegenwart.

Im Jahr 1900 reichten sich Ján Chorvat und Schwester Božena Roy die Hände zu gemeinsamer Pilgerfahrt durchs Leben und zu gemeinsamer Arbeit. Da sich der Ortspfarrer weigerte, Sektierer zu trauen, fand die Ziviltrauung in T. statt, und jenen Liebesdienst erwies ihnen Herr Pfarrer Johannes Urban in Slatina, im fernen Slawonien. Er führte sie dort in die festlich geschmückte Kirche, die eine Menge sonntäglich gekleideter Leute füllte, und hier, in der Gegenwart der ganzen Gemeinde, wurde der Segen Gottes für ihren Ehebund erfleht. Es war eine unvergesslich schöne Handlung der Liebe, jener uns persönlich erwiesener Wohltat, die ich schon früher erwähnte. Von Slatina aus unternahmen unsere Lieben eine Reise zu den verschiedenen Gemeinschaften und wurden überall mit Freuden begrüßt und liebevoll aufgenommen. Dann kehrten sie zu gemeinsamen Pflichten und Arbeiten nach N. M. zurück.

Von Anfang unserer Arbeit an richteten wir je länger je mehr unser Augenmerk auf die Heidenmission. Schon mit den Kindern unserer ersten Sonntagsschule sammelten wir auf allerlei Art unsere Missionsgaben, und es war ein großes Ereignis für uns, als wir die ersten hundert Kronen für die Heiden absenden konnten. Der Befehl unseres Herrn: „Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur!“ war uns allen Realität wie alle anderen Gebote. Mit der ersten Sammlung hatten wir große Schwierigkeiten, da wir nicht wussten, wohin wir sie senden sollten. Die andere wurde uns sogar aus Jerusalem zurückgeschickt, weil der betreffende Missionar in-

zwischen gestorben war. Später bekamen wir durch Herrn Dr. Baedeker die Adresse der China-Inlandmission und waren somit dieser Sorge enthoben. Und so konnten wir trotz unserer Armut jahrelang die China-Inlandmission, die Missionare von Chrischona, die in China arbeiteten, sowie die Neukirchener Mission in Afrika unterstützen. Wir standen in Briefwechsel mit den Missionaren Röm und Bender, mit den Missionaren rennen Elisabeth Bäumer und Auguste Bender in China, mit Bruder Wartenberg in Afrika, außerdem mit den Missionsleitungen. Dass sich unser Gesichtskreis dadurch erweiterte und dass Herz und Verstand gebildet wurden, ist klar. Dadurch wurden wir ganz und gar im Allianzgeist erzogen, so dass uns alle Engherzigkeit und alles Reiten auf irgendeinem bestimmten Steckenpferd fernblieb. Christus und seine Gemeinde waren für uns die Losung; er das heilige Haupt, wir seine Glieder.

Unsere Evangeliums-Botinnen Julinka M. u. Ruženka V. (S. 94.)

Ich erinnere mich, wie wir in den ersten Jahren zwei große Pakete mit schönen Strümpfen für kleine, chinesische Füße strickten, und welch einen fröhlichen, begeisterten Brief wir von Missionarin Bäumer zur Antwort erhielten. Es war, als liege China jenseits unseres Grenzrains. Durch nichts wird die Welt so klein, wie durch gegenseitige Missionsarbeit. Später waren wir so glücklich, dass uns Missionar Wartenberg im Lauf von acht Jahren zweimal besuchte. Hier will ich nur nebenbei bemerken, dass bei seinem zweiten Be-

such das Büchlein *Die Schwärmer* schon im Deutschen erschienen war und er mir erzählte: „Schwester, da haben sie meine Geschichte beschrieben. An mir hat mein eigener Vater so gehandelt wie Hradsky an Stefan.“

Etwas später besuchte uns Missionar Bender, der in unserem Saal in chinesischem Gewand das Evangelium verkündigte und uns persönlich viel Interessantes aus China berichtete.

Missionar Röm trafen wir einige Zeit darauf in Blankenburg auf der Allianzkonferenz. Diesem regen Missionsgeist, der auch unsere anderen Versammlungen durchwehte, war es zuzuschreiben, dass Schwester Julinka Manica sich danach sehnte, ihr Leben in den Dienst der Heidenmission zu stellen. Es war eine schöne Feier, als wir sie im Jahr 1900 verabschiedeten. Obwohl es uns schwer fiel, sie als Mitarbeiterin zu entbehren, waren wir doch dankbar, dass wir sie dem Herrn auf den Altar legen durften. Sie ging mit einer christlichen Dame, deren Gatte sehr viel für das Reich Gottes opferte, nach Schottland. Im Haus von Mrs. Gorden-Oswald sollte sie sich so lange aufhalten, bis sie das Englische so weit beherrschte, dass sie in das Missionshaus aufgenommen werden konnte. Aber es war nicht Gottes Wille! Ein persönlicher Freund der Familie Gordon, Dr. N., der nach 26-jähriger Missionsarbeit zur Erholung zurückgekehrt war, bestand entschieden darauf, dass die Schwester in ihre Heimat zurückkehre, da sie viel zu schwach und zu jung sei. Wenn sie 26 Jahre alt sei, meinte er, dann könne sie sich in die Mission melden, so aber würde sie das chinesische Klima und die Anstrengungen nicht lange ertragen.

Und als Frau Gordon näheres darüber erfuhr, wie es bei uns mit dem wahren Christentum stehe, besonders, wie wenig Arbeitskräfte da seien, sprach sie zu Schwester Julinka: „Kehren Sie heim, arbeiten sie an der Rettung Ihres Volkes und überlassen Sie die Heiden uns, die wir vielerlei Möglichkeiten und ein Heer von Mitarbeitern haben!“

So kehrte unsere Schwester im Jahr 1901 wieder zu uns zurück und arbeitete fröhlich unter ihrem Volk, indem sie viele Reisen machte. Später verbrachte sie ein Jahr im Bibelhaus von Herrn Pastor Lohmann, wo ihr eine gute Ausbildung für die Arbeit in der inneren Mission zuteilwurde. Doch das gehört nicht mehr in die Spanne dieser fünfzehn Jahre.

Zur gleichen Zeit, im Jahr 1900, fasste auch unser zweites Mägdlein, Ruženka (= Röschen) V., den Entschluss, sich ganz dem Dienst des Herrn zu weihen. Sie war mit ihrem Plan ganz auf sich selbst gestellt. Sie beabsichtigte nämlich, nach Amerika zu gehen und dort so lange zu dienen, bis sie das entliehene Reisegeld zurückzahlen könnte. Inzwischen wollte sie die englische Sprache erlernen und, wenn sie so viel erspart haben würde, dass sie sich anständig kleiden uns sich selbst ernähren konnte, in die Missionsschule von Herrn Dr. Schauffler eintreten. Alle zur Reise nötigen Schritte und Papiere musste sich das junge Mädchen selbst besorgen. Ihre leibliche Familie, mit der sie um Christi willen zerfallen war, tat nur so viel für sie, dass sie sie der Obhut einer gewissen Dame übergab, die nach kurzem Besuch in der alten Heimat nach Amerika zurückkehrte. Als das Schiff im Hafen eingelaufen war, verlor sich die betreffende Dame, die sich während der ganzen Reise nicht nach ihrem Schützling umgesehen hatte, einfach in der Menge und überließ das junge Mädchen in dem riesigen Hafen von New York seinem Schicksal. Daheim war vereinbart worden, dass die Betreffende sie zu sich nehmen und behalten würde, bis sie eine Stellung gefunden hätte. Ich stelle mir das zarte, verlassene junge Mädchen vor, wie es auf seinem Koffer saß und vergeblich Ausschau hielt. Um sie her wogten Menschenmassen und die Klänge einer fremden Sprache. Sie wartete, ob jene Dame sie nicht abholen würde – sie wartete vergeblich. Und nirgends ein Mensch, der raten und helfen könnte. Es blieb ihr nichts übrig als der Glaube und das Gebet.

Endlich neigte sich ein Neger zu der Weinenden und redete sie auf Slowakisch (?) an. Als er erfuhr, was ihr widerfahren war, brach-

te er sie samt ihrem Koffer in den Saal für Auswanderer. Dort fragte man sie, ob sie irgendeine Adresse habe. Sie hatte nur eine von Rev. Jelinek, aber der wohnte im Inneren von Amerika, und in ihrem Geldtäschchen war nicht mehr so viel drin, um die Reise dahin bezahlen zu können. Irgendjemand gab den Rat, Herrn Jelinek telegrafisch zu verständigen. Wenn er nicht antwortete, was dann? Mehrere Stunden der Angst vergingen, doch dann kam die Antwort, und zwar eine Einladung samt Reisegeld – und sogleich flog unser Mägdlein tiefer und tiefer ins Land der Freiheit hinein. Herr Jelinek, ein Werkzeug in Gottes Hand, nahm unsere Schwester nicht nur liebevoll auf, sondern behielt sie auch bei sich, bis er für sie eine sehr vorteilhafte Stelle fand, wo sie zwar viel Arbeit, aber auch gute Bezahlung hatte, so dass sie ihm vor allem seine Auslagen zurückerstatten und dann ihre Schuld in der Heimat abtragen konnte. Darauf begann sie, sich die nötige Kleidung für die Anstalt anzuschaffen. Als ihre Herrin erfuhr, was die junge Slowakin im Sinn hatte, brachte sie ihr von jeder Reise ein nützliches und notwendiges Stück für die Aussteuer mit. Inzwischen erfuhr auch Dr. Schauffler, dessen Anstalt hauptsächlich slawische Mädchen ausbildete, von unserer jungen Freundin und lud sie ein, sobald sie das Englische erlernt hätte, in die Anstalt einzutreten, für alles andere wolle die Mission sorgen. Da ich einen sehr schönen Brief zur Hand habe, der einst in unserem alten *Svetlo* unsere Herzen beglückte, will ich ihn hier wiedergeben, damit wir alle sehen, wie gut unser Gott ist, und wie er diejenigen hindurchbringt, die auf ihn vertrauen und die wirklich niemand haben, als ihn allein. Beim Lesen des Briefes werden wir erkennen, dass das gewissenlose Verhalten jener Dame dort im Hafen von New York von Gott zum Besten für unser Röschen gelenkt wurde. Wer weiß, in was für eine Stelle sie sie gebracht hätte, und auf wie vielen Umwegen diese erst ihr Ziel erreicht hätte. So, da ihr nichts blieb, als der Glaube und das Gebet, nahm er sie auf, der da spricht: „Ich habe euch getragen wie auf Adlersflügeln“ und trug sie dahin, wohin sie wollte.

„Freuen sie sich mit mir“, so schreibt sie in ihrem Brief, „dass ich endlich in einer Anstalt bin, und noch dazu in einer so schön eingerichteten und so streng geleiteten Anstalt! Wir haben viele und ziemlich schwere Aufgaben: Wir lernen Bibelkunde, Kirchengeschichte, englische und tschechische Grammatik, und ein Professor der Medizin hält uns zweimal wöchentlich Vorträge. Das ist aber zu schwer, denn er gebraucht nur fremde, medizinische Ausdrücke, noch dazu in englischer Sprache. Bitte, beten sie beständig für mich, dass der Herr mir Fähigkeiten gebe und mich höher zu sich emporheben möge, damit seine Macht an mir sichtbar werde. Jetzt will ich ihnen beschreiben, welch ein liebes Heim mir der Herr für längere Zeit gegeben hat.

Im Kreis von zwölf Mitschülerinnen muss ich mich wohl fühlen. Ich wünschte, Sie könnten bei uns hereinschauen, besonders, wenn wir nach dem Abendbrot unsere Andacht halten, wobei immer unsere Vorsteherinnen, Miss Groot und Mrs. Mills zugegen sind. Das sind eigentlich unsere lieben, guten Mütter, die über uns wachen und für unser geistliches und leibliches Wohl sorgen. Oh, es sind edle Dienerinnen des Herrn, man muss in ihrer Nähe glücklich sein. Auch Fräulein Reitinger, die uns Kirchengeschichte lehrt, habe ich sehr lieb. Unser Heim liegt an einem schönen stillen Plätzchen; das Gebäude ist nicht besonders groß, aber geschmackvoll und heimelig. Wir haben zu je zwei und zwei eine Stube. Nur diejenigen, die schon drei Jahre hier sind, haben ihr eigenes Stübchen. Wir haben ein hübsches Esszimmer, das Gesellschaftszimmer ist groß und schön eingerichtet. Hier empfangen wir unsere Besucher. Die Schule, die auch im Haus ist, sieht wie eine richtige Schule aus; auch einen Turnsaal haben wir. Hier muss sich der Mensch daheim fühlen. Ich wohne mit einer Engländerin zusammen. Das ist solch eine gute Seele, und wir können einander helfen. Aber ich muss noch berichten, wie es mir in der letzten Zeit bei meiner lieben Dame ergangen ist, und wie viel Schönes mich der Herr schauen ließ.

Meine Herrin wünschte sehr, dass ich frisch und gesund in die Anstalt käme; darum nahm sie mich mit sich nach Spring Lake. Das ist ein reizend gelegener Ort am Meeresstrand, wohin wohlhabende Großstädter kommen, die einen, um sich auszuruhen, die anderen, um sich zu zerstreuen, wieder andere, um sich in der reinen, gesunden Luft am Meer zu erholen. Zu welcher Klasse gehörten wir? Für alle von uns kann ich die Frage nicht

beantworten, aber was mich betrifft, muss ich mit einem Herzen voll Dank gegen den himmlischen Vater, der mir diesen Genuss schenkte, bekennen, dass mir der Aufenthalt hier in leiblicher wie in geistlicher Hinsicht gedient hat. Ach ja, unser himmlischer Vater weiß, was seine Kinder bedürfen. Darum schenkte er mir so schöne, stille Stunden, die mir sehr nottaten. Ihm sei Lob und Preis dafür! Ich sah und lernte zugleich viele Dinge, auch die Umgangsformen der gebildeten Engländer. Oh, wie dankbar bin ich dem Herrn, dass er mich bei dieser Gelegenheit an Kenntnissen bereichert hat. Er wusste, dass ich das brauchte, um mich später in jeder Gesellschaft und bei jeder Gelegenheit frei bewegen zu können.

Am 1. August reisten wir um 7 Uhr abends ab. Der Zug war zum Schlafen eingerichtet, so dass wir bequem schlafen konnten. Am Morgen kamen wir in Philadelphia an, wo wir nach dem Frühstück einen anderen Zug bestiegen, der uns gegen 11 Uhr nach Spring Lake brachte. Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht und umgekleidet hatten, gingen wir in den Speisesaal. Es war interessant, sich in diesem geräumigen Saal umzusehen: die Tische geschmackvoll gedeckt, von Negern in weißen Anzügen mit großen, weißen Schürzen bedient, die sich so geschickt bewegten, dass es eine Freude war, sie zu beobachten. Es sind größtenteils studierende junge Männer, die in den Ferien auf diese Art das Geld zu weiterem Studium verdienen. Es ist schön, sich unter so schweren Verhältnissen emporzubringen und nach Bildung zu streben. Viele von ihnen sind sehr intelligent. Als ich meine Aufmerksamkeit den Gästen zuwandte, war ich in meinem Element. Ich studiere so gern die Gesichter der Menschen, und dazu hatte ich reichlich Gelegenheit! Es waren so viele verschiedenartige Gesichter da. Die einen schienen mir so klar, dass man darin lesen konnte wie in einem offenen Buch, andere wieder so geheimnisvoll, dass man aus dem Grübeln nicht herauskam. Auch Edison, der berühmte Erfinder, unterhielt sich hier mit seiner Frau. Man hörte keine andere Sprache als Englisch, nur unser Zimmermädchen war eine Deutsche. Doch, dem Herrn sei Dank, ich kenne mich mit dem Englischen schon so gut aus, dass ich sogar von Engländern Lob geerntet habe. Freilich weiß ich, dass das nicht mein Verdienst ist, die Fähigkeit dazu gibt mir mein teurer Heiland. Ich hatte gehofft, dort mehr Zeit zum Schreiben zu finden, aber die Zeit, die mir allein gehörte, war nur der Abend, und da war es nicht immer möglich zu schreiben. Die schönen Mondnächte verlocken mich, das Licht auszulöschen und mich an das offe-

ne Fenster zu setzen, von wo sich dem Auge eine Fernsicht auf das weite, geheimnisvolle Meer bietet, und dabei der schönen Musik zu lauschen. Auch diese schienen wie aus weiter Ferne zu kommen. Mit geöffneten Augen hätte ich stundenlang träumen können, wenn mich der Schlaf nicht übermannt hätte.

Nach dem Frühstück gingen wir gewöhnlich an den Strand, wohin alle Gäste eilen, um nur recht viel von der gesunden Meeresluft einzuatmen. Es ist ein interessantes Bild, die Badenden in ihren bunten Anzügen zu beobachten. Diejenigen, die nicht baden, sitzen unter riesigen Sonnenschirmen, vergnügen sich im Sand und sehen Ersteren zu. Auch ich habe gern zugeschaut, aber noch lieber wandte ich mich nach jener Seite des Strandes, wo keine Leute waren, weil mächtige Wellen ihnen den Zugang verwehrten. Mich interessierte es, wie diese Wellen eine nach der anderen herankommen. Die eine kommt so still und unbemerkt, und plötzlich ergießt sie sich über das ganze Ufer. Die andere ist schon von weitem sichtbar wie ein weißer Berg, aber je näher sie kommt, desto mehr verändert sie sich in Gestalt und Farbe, bis sie sich endlich unter geheimnisvollem Rauschen am Ufer verliert. Die dritte stürmt mit so lautem Tosen heran, als wäre sie erzürnt und wollte ein ganzes Stück Erde verschlingen – doch wenn sie sich dem Ufer nähert, verliert sie ihre Macht, – noch ein mächtiger Anprall, dann verschwindet sie, und man weiß nicht, wohin sie geraten ist. Das lässt sich auch mit dem menschlichen Leben vergleichen, und die verschiedensten Gefühle bewegen dabei die Seele: wonnige, aber ach, auch so schmerzliche Gefühle!

Die Meeresbäder sind sehr angenehm; wir benutzten sie nach dem Mittagessen. Gegen Abend, wenn die Luft am angenehmsten ist, machten wir Spazierfahrten in die schöne Umgebung. Zwar durfte ich schon viel Schönes sehen, aber so Großartiges hätte ich mir nicht vorstellen können. Hinter uns lagen die prächtigen, künstlerisch ausgeführten Gebäude, von denen jedes durch reizende Baumgruppen oder wohlgepflegte Blumenbeete aller Art abgegrenzt wird, und die den jungen, aufstrebenden Badeort bilden. Vor uns lag der stille Wald. Wir waren noch ziemlich weit entfernt, da betrübte uns beinahe ein ungewöhnlich herber, angenehmer Geruch. Unser Kutscher erklärte uns, dass es in diesem Wald eine besondere Art von Nadelbäumen gibt, die diesen Duft ausströmen. Ich dachte, wenn unser Herr schon diese Welt so schön zur Freude der Menschenkinder ge-

schmückt hat, wie schön muss es erst dort in unserer himmlischen Heimat sein, wohin er gegangen ist, uns die Städte zubereiten. Oh, sicherlich; was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben. Wie sehnt sich da die Seele, sich ganz zu ihm zu erheben und aufs Engste mit diesem mächtigen Schöpfer verbunden zu sein. Alle diese Schönheit hätte keinen Wert für mich, wenn ich in ihr nicht das Werk Gottes und die unaussprechliche Liebe des himmlischen Vaters zu seinen Menschenkindern sehen dürfte. So reiht sich ein Gedanke an den anderen, bis endlich das Herz überglücklich ist, weil es alles hat, wenn es den hat, der alles in allem ist. Freilich fühlt es dann umso größere Sehnsucht nach Vollkommenheit, nach ewigem Leben – und das kann niemand geben, als nur der Herr Jesus, mein einziger Heiland.

Nach drei Wochen reisten wir von dem unvergesslichen Spring Lake nach New York. Wir stiegen in dem größten und prächtigsten Hotel von ganz Amerika, *The Waldorf Astoria*, ab. Es ist ein riesengroßes, prunkhaftes Gebäude, von innen wie von außen künstlerisch geschmückt. Als wir am Abend eintrafen und in unser elegant eingerichtetes Zimmer geführt wurden, das im hellen Schein der elektrischen Beleuchtung noch glänzender wirkte, wandte ich mich an meine Herrin mit der Bemerkung: „O, hier ist es entzückend! Das kann man ja nicht mit den Zimmern in Spring Lake vergleichen, und doch erschienen jene mir schon so schön!“ Indem ich mit einem Blick die prächtige Einrichtung und die Bilder überschaute, hafteten meine Augen auf dem schön gebundenen Buch mit der Aufschrift des Hotels, das auf meinem Tischchen lag. Neugierig schlug es auf, und freudig überrascht rief ich meiner Dame zu: „Mrs. Hays, das ist ja die Bibel!“ Es ergriff mich so, dass an solch einem Ort, wo fast in überflüssiger Weise für den Leib gesorgt wird, doch auch für die Seelen gesorgt wird, die nach geistlicher Nahrung hungern und dürsten, so dass sie sich am Wort Gottes erfrischen können. Alles andere muss sehr teuer bezahlt werden, aber das, was der gläubigen Seele das Teuerste ist und sie des ewigen Lebens versichert, ihr so viel Kraft zum überwinden gibt, von der Erlösung durch das teure Blut des Lammes, von der unaussprechlichen Liebe des himmlischen Vaters erzählt – das ist umsonst – ganz umsonst! Oh, möge der Herr sich erbarmen und diese Bücher segnen! Es müssen viele hier sein, wenn in jedem Gastzimmer eins ist, denn in diesem Hotel gibt es 2000 Gastzimmer.

Es kommen verschiedene Leute hierher, möge der Herr sie bewahren, dass sie diese größte Gabe nicht verachten!

Die ersten Worte, auf die meine Augen fielen, lauteten: „Wohl dem, dem die Übertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedeckt ist!“ Ich fühlte Freude und bat den Herrn, dass alle, die das Buch nach mir zur Hand nehmen, gleichfalls von solcher Freude erfüllt würden.

Gleich nach dem Frühstück fuhren wir durch die Hauptstraßen, besichtigten Denkmäler, große Läden mit Glas, Gold- und Silberwaren, Salons, die nach dem neuesten elegantesten Geschmack eingerichtet sind. Alles war sehr schön, aber am besten gefielen mir die Gemälde. Wohl etwa tausend historische und biblische Bilder habe ich gesehen. Sollte ich die wertvollsten beschreiben, so müsste ich ein ganzes Buch schreiben, aber in meinem Gedächtnis bleibt alles wohl aufbewahrt. Manche Bilder waren ganz furchtbar, andere wieder märchenhaft schön, aber alles das ist sehr bildend. Der Mensch erweitert seinen Gesichtskreis, je mehr er sieht, nachdenkt und erfährt.

Am nächsten Tag sah ich noch viel Merkwürdiges; dann traten wir die Heimreise an und einige Tage später nahm ich Abschied, um mich erfrischt und an Leib und Seele gestärkt, in meine geliebte Anstalt zu begeben. Der Herr hat mir bei allen geholfen, denn er ist mein und ich bin sein.

So lautete der Brief unserer Schwester. Nach vierjährigem Aufenthalt in der Anstalt übernahm sie eine Missionsarbeit unter Magyaren und Polen. Später wurde sie, da sie fünf Sprachen beherrschte, als Dolmetscherin an einem sogenannten Kindergerichtshof angestellt. Als die Gerichtskommission bemerkte, welch großen Einfluss sie auf die angeklagten Kinder ausübte, so dass diese bereit waren, ihr alles zu bekennen, wollte sie sich diese Kraft dauerhaft sichern. Neben anderen Vorteilen bot man ihr ein Gehalt von 1000 Dollar an, aber sie nahm diese Stelle nicht an, sondern erklärte, dass sie nach Amerika gekommen sei, um sich für Missionsarbeit ausbilden zu lassen und dass sie ihrem Vorsatz treu bleiben wolle. Andererseits wirkte das amerikanische Klima so ungünstig auf sie, dass die Ärzte

ihr rieten, in die Heimat zurückzukehren, wenn sie am Leben bleiben wolle.

In jener Zeit erhielt unsere Schwester schlimme Nachrichten von ihrer Familie; diese war von einem materiellen Verlust getroffen worden. Da beschloss sie, noch einige Zeit in Amerika zu bleiben, um ihnen allen zu helfen. Damals brach gerade eine Scharlachepidemie aus, und es wurden Pflegerinnen für isolierte Baracken gesucht, die großen Gefahren ausgesetzt, aber auch sehr gut bezahlt wurden. Sie meldete sich gleichfalls und konnte der Familie helfen, nachdem sie mit Ester gesagt hatte: „Komme ich um, so komme ich um!“ Aber der Herr bewahrte sie nicht nur am Leben, sondern ließ sie gerade in diesen Baracken soweit gesund werden, dass sie wieder für einige Zeit Missionsarbeit aufnehmen konnte. So kehrte unsere Schwester nach siebenjährigem Aufenthalt in Amerika in ihre Heimat zurück, um mit uns für den Herrn zu arbeiten.

Kapitel 8

Mir tat das Herz sehr weh wegen der Hausiererkinder. Das waren so arme Waisen bei Lebzeitigen ihrer Eltern. Zehn Monate auf allerlei Art verpflegt oder vielmehr vernachlässigt, zwei Monate von den Eltern, die das Versäumte irgendwie nachholen wollten, verwöhnt und überfüttert, führten sie ein völlig unnormales Leben. Jahrelang sehnte ich mich danach, etwas für sie tun zu dürfen, besonders für die Kinder unserer gläubigen Hausierer, die auch nicht viel besser daran waren. Erst im Jahr 1900 kam Bruder Jurko M. zu mir, der leibliche Bruder unseres schon erwähnten Freundes Ján M. und sagte mir, der Herr habe es ihm aufs Herz gelegt, sich der Hausiererkinder anzunehmen. So kamen wir überein, dass wir es gemeinsam tun wollten. Er hatte die Absicht, ein Häuschen zu kaufen, und es gelang ihm, eins in unserer Nachbarschaft zu erwerben. Ich hingegen wollte ihm behilflich sein, das Häuschen so umzubauen, dass wir die Kinder mehrerer Familien darin aufnehmen konnten. Das Haus wurde gekauft und umgebaut, und der Herr schenkte mir auf meine Bitten hin so viel, dass ich den Umbau bezahlen konnte.

Zu jener Zeit verheiratete sich ein anderer Bruder, Josef H., und nahm jenes Mädchen zur Frau, das mit seiner Schwester von weither gepilgert war. Diese Schwester hatte alle Eigenschaften, fremden Kindern die Mutter zu ersetzen. So zogen denn die beiden Ehepaare in das umgebaute Haus; die Männer wollten ihr Handwerk ausüben, die Frauen wollten ihre Zeit dem Werk des Herrn widmen. Beide Schwestern kamen so gut miteinander aus wie leibliche Schwestern; aber die Brüder waren so verschiedener Ansichten, dass sie nicht gut miteinander arbeiten konnten. Nach etwa einem Jahr zog Bruder H. in sein Haus. Uns fehlte seine Frau, die treue Mitarbeiterin, sehr. Aber die Sache ließ sich nicht anders einrichten; das Haus gehörte Bruder M., und von ihm konnte niemand verlan-

gen, dass er zurücktrete, umso weniger, da die Sache seine Idee gewesen war.

Später konnte ich das Häuschen käuflich erwerben. Vorläufig nahmen wir für Schwester M. ledige Schwestern zu Hilfe. Eine war eine ehemalige Diakonisse, Emilie Z., die unser Buch *Ohne Gott in der Welt* ins Deutsche übersetzt hat. Wir hatten 18–20 Kinder. Die Arbeit unter ihnen war schwer, aber auch reich an Freuden. Jedoch in zwei Monaten, die die Kinder bei ihren Eltern verbrachten, ließen diese ihnen so ihren Willen, dass unsere Arbeit fast zwecklos war. Mit wenigen wirklichen Ausnahmen rissen diese Eltern in zwei Monaten das nieder, was wir in zehn Monaten aufgebaut hatten – und so kam ich endlich zu dem Entschluss, statt der Hausiererkinder lieber Waisenkinder aufzunehmen, die niemanden hatten, der uns entgegenarbeiten konnte. Wir hatten unter unseren Hausiererkindern drei kleine Waisen, mit denen wir dann die Arbeit anfingen, aber das fällt nicht mehr in diese fünfzehn Jahre.

Es gibt Erinnerungen, wenn ich so in diesem Bilderbuch blättere, bei denen ich gern verweile. Dazu gehört auch die, wie wir einer Person, die von allen verachtet wurde, Barmherzigkeit erweisen durften. In unserem Städtchen war eine Frau, die in ihrer Jugend hübsch und wohlhabend gewesen war und auf großem Fuß gelebt hatte. Damals hatte sie viele Freunde gehabt, die ihr halfen, ihr und ihres Mannes Vermögen durchzubringen. Ihr Ruf war kein guter. Im Alter erblindete diese Frau, und da sie niemand hatte, ging sie, hier und dort von einem Kind geführt, in die Häuser, um sich ihr Brot zu erbetteln. Solange sie die Mittel hatte, die Leute in ihrem Haus gut zu bewirten, hatte niemand an ihrem sittlichen Zustand Anstoß genommen, aber als sie nichts mehr hatte, da dachten mit einem Mal alle daran, wer und was sie war. Die Unbarmherzigkeit der Welt offenbarte sich hier in ihrer ganzen Hässlichkeit. Wir sahen diese Frau an unserem Haus vorübergehen, und mich verfolgte der Gedanke, ob wir sie nicht in dem kleinen Stübchen unseres alten Kinderheims aufnehmen könnten, so lange, bis ich ihn endlich zur Tat werden

lassen konnte. Es ging nicht leicht! Vorurteile sind auch bei Kindern Gottes sehr schwer zu überwinden. Es kostete mich viel Mühe, ja, manche heimlichen Tränen, bis die Frau endlich bei uns war. Sie war schon krank, so dass sie ihr Stübchen nicht mehr verließ.

Während ihrer ganzen Krankheit, besonders aber in den beiden letzten Tagen wünschte sie nur, dass man mit ihr beten möge. Einst, als ich ihr Martinkos Geschichte vorlas, sagte sie plötzlich: „Auch ich habe so gelebt: ohne Gott, ohne den Herrn Jesus – und niemand hat mir von ihm gesagt."

„Aber, Großmütterchen", erwiderte ich, „Ihr seid doch so zur Kirche gegangen?"

„Ja, aber ich habe doch nichts verstanden."

Etwa nach einer halben Stunde sagte sie auf meine Frage: „Also, was wollen wir bitten, Großmütterchen? Dass Gott euch begnadige – und wollen wir ihm danken, dass er es getan hat?" – sie wolle sich auf den Herrn Jesus und sein Blut stützen, wenn sie vor Gottes Angesicht treten müsse.

Endlich blieb ich mit meinen Gedanken allein, und da ich unter schwerem Druck litt, begann ich, ihr ein schönes Lied nach dem anderen zu singen. Fast den ganzen Tag hatte sie meine Hand in den ihren gehalten, denn weil sie blind war, brachte ihr die Nähe eines Menschen Erleichterung. Während ich sang, umschloss sie meine beiden Hände mit ihren schon erkaltenden und schmiegte ihren Kopf beinahe an mein Knie. Als ich das Lied „Was hätt' ich, Jesu" ausgesungen hatte, fragte ich sie, ob ich noch weiter singen solle, was sie bejahte. So begann ich: „Ach, mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte ..." Bei den Worten: „Hätt'st du dich nicht zuerst an mich gehangen", neigte sie ihr Haupt tiefer und tiefer, und als ich zu Ende gesungen hatte, war sie nicht mehr unter uns. Hier auf der Erde verklag es von meiner schwachen Stimme:

Drum dank' ich dir vom Grunde meiner Seelen,
Dass du nach deinem ewigen Erwählen

Auch mich zu deiner Blutgemeinde brachtest
Und selig machtest!

Und von oben, aus himmlischen Höhen vernahm ihr Ohr Musik, die hier kein Ohr gehört hat. Dort erfüllte es sich:

Schallt ihr Himmelsglocken, Sel'ge freuet euch!
Engel, stimmt ein Loblied an mit Macht!
Tragt die frohe Kunde hin durch Gottes Reich:
Eine teure Seel' ist heimgebracht.

Niemals werde ich das selige Gefühl erfüllter Liebespflicht vergessen, noch den Frieden Gottes, der mein Herz erfüllte. Liebe Freunde, wollt ihr ein Stück Himmelsgewölk im Herzen haben, dann tut Leuten wohl, die da nicht haben, es euch zu vergelten – tut ihnen wohl um Christi willen, auch wenn es euch große Selbstverleugnung kosten sollte, und versäumt keine Gelegenheit, denn das menschliche Leben des kurz – auch das eure.

Als es dem alten Mütterchen so angst war, drückte sie meine Hand an ihre kalten Lippen und rief mir zu: „Komm, wir wollen fort; wir wollen fort!“ Nun, ich wäre gern mit ihr gegangen und werde gern gehen, wenn mein treuer Herr mich ruft. Doch ich würde mir wünschen, dass auch mich jemand so mit heiligen Liedern in den Schlummer singen wollte ...

Zu jener Zeit, da unser altes Kinderheim schon bestand und arbeitete, kehrte Bruder Ján Rohaček von Chrischona und etwas später Bruder Josef Rohaček aus Neukirchen heim. Da Bruder Ch., durch buchhändlerisch Tätigkeit beansprucht, nicht mehr so viel Zeit zum Reisen fand, wurde Bruder Ján Rohaček unser Reisender Evangelist. Er arbeitete mit uns zusammen und unternahm seine Reisen von S. T. aus.

Beide Brüder weilten gleichzeitig mit Herrn Felix Bovet bei uns, der ein Mitschüler und persönlicher Freund von Bruder Ján Rohaček

von Chrischona her war und sich mit ihm sehr gut verstand. Der eine war so fröhlich, der andere so aggressiv und kühn; sie bereiteten uns manche Stunde angenehmer Gespräche.

In diesem Jahr fanden die Kaisermanöver in Holic statt und 30.000 Soldaten ritten und marschierten durch unser Städtchen. Bruder Ján Rohaček hatte sich viele Schriften und Traktate verschafft, und als das Militär an uns vorbeimarschierte, reichte er sie wenigstens denen, die in den ersten Reihen waren. Plötzlich reitet der Herr Oberst auf einem schönen Schimmel daher; Br. Rohaček tritt direkt auf ihn zu; da zwischen ihm und dem übrigen Militär ein Abstand war, hebt er die Hand und reicht ihm ein deutsches *Ohne Gott in der Welt*. Der Herr Oberst blickt auf und fragte in deutscher Sprache: „Was ist das?“, wobei er natürlich stehenblieb, wodurch all die Tausende stehen bleiben mussten, die hinter ihm her marschierten, ohne zu wissen, was da geschah.“ Was ist das?“, fragte der militärische Würdenträger.

„Zur Erinnerung, ein Gruß aus Tura, Herr Oberst!“

„Danke!“ Er salutierte und ritt weiter.

Über diese Tat von Bruder Rohaček hatte Bruder Felix Bovet eine königliche Freude.

Vor unserem alten Kinderheim stand ein Brunnen. Wir hatten den Kindern die Frage vorgelegt, wer von ihnen etwas für den Herrn Jesus tun wollte? Alle hatten sich gemeldet. Wir stellten sie zu dem gedeckten Ziehbrunnen, die einen zogen und füllten das Wasser in Porzellantöpfchen, die anderen reichten sie den Soldaten. Das taten sie mehrere Stunden, bis das Militär vorüber war, und es ist uns eine liebe Erinnerung geblieben, wie wir einst zweierlei Wasser reichen durften.

2000 Soldaten nächtigten in unserem Städtchen. Für die Kinder von T. war es eine große Freude, als die Soldaten am Bach ihre Feldkessel aufstellten und das Abendessen zubereiteten. Sie wurden zu zweien und zu vieren in den Häusern einquartiert, so gut es eben ging. Wir bekamen in unserer Kinderheim einen Herrn Major, dem

unsere Kinder gar wohlgefielen. Er beschenkte sie reichlich mit Schokolade. Als sie aber gegen Abend im Garten unseres slowakisches „Gott ist die Liebe“ sangen und die frischen Stimmen nach allen Seiten erklangen, da sprangen die Soldaten über die Gartenzäune, umdrängten unsere Kinder und gaben ihnen Zwieback, damit sie ihnen noch mehr sängen. Auch wir hatten für unser Haus zwei Offiziere zugewiesen bekommen. Wir gaben ihnen unser schönes Gastzimmer; ihre „Burschen“ sollten die ganze Nacht unter dem Birnbaum sitzen. Das ließen jedoch unsere Evangelisten nicht zu, sie zogen sich alle drei in ein Stübchen zurück und überließen ihnen das andere. Als schon alles eingerichtet war, bat die Gemeinde noch um Platz für einen Major. Wir mussten ihm ein Bett in unserem Versammlungsraum aufstellen. Aber es war ein sehr anspruchsloser Herr, der sich mit allem zufrieden gab, und für uns hatte das einen großen Vorteil. Die Tür des Gastzimmers führte in den Versammlungsraum, und so konnten die Herren Offiziere, nachdem sich ihr Major zur Ruhe begeben hatte, nicht mehr ihr Zimmer verlassen und sich nicht wie die anderen irgendwo herumtreiben, noch zweifelhaften Extravergnügungen nachgehen, sondern sie mussten gleichfalls schön brav schlafen, wofür wir dem Herrn herzlich dankbar waren.

Welcher Art diese Herren waren, zeigte sich am anderen Tag. Der Herr Major verließ seine Stube, und niemand sah auch nur, dass er darin übernachtet hatte. Aber wie sah unser hübsches Gastzimmer aus! Wie ein Stall! Wir alle waren geradezu überrascht, wie die beiden das in so kurzer Zeit fertig gebracht hatten. Die Teppiche begossen, die Betten beschmutzt – mit einem Wort ein Stall! Welch eine Nacht wäre das wohl geworden, wenn der Herr Major nicht im Nebenzimmer gelegen wäre! Dass sie ihn kaum gesegnet haben, gebe ich zu, denn obwohl ihr Zimmer drei Fenster hatte, waren diese mit einem feinen Gitter versehen, so dass sie sich nicht mit kühnem Sprung befreien konnten. So weiß der Herr die Seinen mitunter zu bewahren und im Voraus dafür zu sorgen, dass ihnen die Men-

schen nicht zu viel auferlegen dürfen. Die „Burschen“ hatten das ihnen überlassene Stückchen nicht beschmutzt, sondern sich wohl glücklich gepriesen, dass sie sich ordentlich ausschlafen durften und ein Abendbrot bekommen hatten. Zwei Tage blieb das Militär im Städtchen, an zwei Abenden fanden Versammlungen für Soldaten statt, die auch recht besucht waren; so wurde auch diese Gelegenheit treu genutzt.

Einer der Freunde von Chrischona, sowohl Br. Chorvats wie auch Br. Rohačeks, war Robert Feinsilber, der als Missionar in den Gemeinschaften in Banat arbeitete. Dieser junge Mann hatte eine sehr interessante und traurige Geschichte. Als bekehrter Jude war er von seiner reichen Familie verstoßen, ja, von seinen Allerteuersten geradezu verflucht worden und später ins Missionshaus eingetreten. Er besuchte uns etwa dreimal und verweilte stets längere Zeit. Von kleiner, gedrungene Gestalt, hängt er seinen breiten Wettermantel um und mit den Worten: „Der Josef geht zu seinen Brüdern!“ ging er davon, wie wir sagten, die Juden von T. zu besuchen, die ihn schon gruppenweise erwarteten und leidenschaftlich gestikulierend, mit ihm stritten. Einst berief er auch in unserem Haus eine Versammlung ein. Sie kamen, und am nächsten Tag sollte eine noch besser eingerichtete Versammlung stattfinden. Obwohl alle versprachen, wiederzukommen, erschien kein Einziger. Sie fühlten sich beleidigt, weil Bruder Feinsilber mit unbedecktem Haupt das Wort Gottes vorgelesen hatte. Da sie ihm bei jener ersten Versammlung beständig ins Wort fielen und sooft er eine Bibelstelle zitierte, sie halblaut murmelten, wirkte das so unheimlich, dass unsere liebe Mutter geradezu aufatmete, als am nächsten Tag kein Einziger kam, und Bruder Feinsilber seine Missionstätigkeit wieder auf die Straße beschränkte.

Er war ein sehr aggressiver Mensch, ein findiger Kopf, der seine Herkunft niemals verleugnete. Wir verstanden uns gut mit ihm, obwohl wir ihm nicht in allem zustimmen konnten. Als er später in Budapest arbeitete, hat er uns manchen Liebesdienst erwiesen, den ihm der Herr sicher nicht schuldig geblieben ist.

Inzwischen hatten auch in Budapest die Sekretäre des Blaukreuzvereins gewechselt und es kam der neue Sekretär des Vereins, Kandidat der Theologie, Johannes Warns, zu Besuch. Auch er verbrachte einige Wochen bei uns, und wir verstanden uns gut! Später zeichnete er Illustrationen für unsere Bücher, ja, auch für unser *Svetlo* und gehörte so zu unserem engeren Freundeskreis. Heute sind unsere Wege mehr auseinandergegangen. Er ist mit seiner Bibelschule in Wiedenest so beschäftigt, dass er uns schon seit Jahren nicht mehr besucht hat. Aber einst werden wir der schönen Stunden gedenken, die wir gemeinsam zu Füßen des Herrn Jesus verbracht haben. Unsere liebe Mutter hatte diesen Bruder besonders lieb, weil er im Gesicht ihrem verstorbenen Sohn ziemlich ähnlich sah. Sie freute sich stets auf sein Kommen und diente ihm gern in mütterlicher Weise.

Es war merkwürdig, aber so oft uns Herr Dr. Baedeker besuchte, hatten wir immer auch andere Gäste da, und er besuchte uns dreimal in den Jahren 1900–1903. Einst nahm er beim Fortgehen Schwester Maria zur Konferenz nach Brieg mit, wo wir damals schon liebe Freunde hatten. Alles in unserem Haus und in unserem damaligen Kinderheim war zu seinem Empfang aufs Schönste geschmückt worden, und so war es noch, als er und die lieben Gäste fortgingen. Nachdem wir aufgeräumt hatten, was es nach einer größeren Zusammenkunft aufzuräumen gibt, saßen wir mit den Geschwistern H. beisammen und dachten an die vergangenen, schönen Stunden. – Es störte uns weiter nicht, dass es draußen blitzte und donnerte; nur suchten wir die noch anwesenden Freunde bei uns zurückzuhalten, bis der Regen vorüber sein würde, aber er ging nicht vorüber.

Plötzlich pocht es an unser Tor und sogleich stürzen alle Bewohner unseres Kinderheimes herein. Sie teilten uns mit, dass sich infolge des Wolkenbruchs das Wasser des rückwärtigen Baches durch den Garten ergossen und das ganze Heim überschwemmt habe. Ja, auf der Straße reichte das Wasser schon bis an die Hüften. Der breite Bach war ausgetreten und riss die Stege und Brücken mit sich fort. Wir nahmen die Kinder in die vordere Stube, aber als wir ihnen ein Lager am Fußboden bereiteten, bemerken wir erst, dass vier von ihnen fehlten. Die beiden größten Mädchen hatten jeder ein kleines Kind getragen, aber sie waren nicht mit den anderen gekommen. Die Brüder stürzen sogleich hinaus, um sie zu suchen, aber kann sich jemand vorstellen, wie es uns zumute war bei dem Gedanken, dass das Wasser die Mädchen umgerissen und ihnen die Kleinen entrissen hatte, so dass wir sie wohl nur als Leichen wiedersehen würden?!

Seit jenem Augenblick weiß ich, was es heißt, wortlos zu schreien! Ich ging in die andere Stube, warf mich dort vor dem Herrn nieder und schrie zu ihm. Plötzlich öffnet sich die Tür und ein Bruder ruft: „Die Kinder sind gefunden!“ Vielleicht war in dieser Botschaft etwas Ähnliches wie in jener, als die Frauen von dem leeren Grab zurückkehrten und riefen: „Der Meister lebt!“ Als die Kinder das große Wasser am Weg sahen, hatten sie sich gefürchtet und waren stehen geblieben. Ein wohlmeinender, aber törichter Freund hatte sie nach oben in seinen kleinen Laden genommen und ihnen auch ein Lager zurechtgemacht, aber es war niemandem eingefallen, uns davon zu verständigen. Wäre der Bruder nicht in den Laden eingetreten, um Streichhölzer zu kaufen, hätte er nichts erfahren. Dort aber hörte er ihre Stimmen.

Am anderen Tag waren unsere hübschen, schmucken Häuschen in hässliche Lehmhütten verwandelt. Das Wasser war durch die Wände bis in die Schränke gedrungen; der Lehm hatte die Wäsche beschmutzt. Aber nicht nur das Kinderheim, auch unser Haus war überschwemmt. In der Stube am Hof und in der kleinen Küche hätte

man Kahn fahren können; das alles war im Verlauf einer kleinen Viertelstunde geschehen. Diese ganze Überschwemmung hatte ein einziger Balken verschuldet, der schräg über dem Bach lag und dem Wasser den Abfluss verwehrte, so dass es sich in unsere Gärten ergoss. Teilweise war es auch deshalb so gekommen, weil der Nachbar, dessen Anwesen sich zwischen uns und dem Kinderheim befand, das Tor nicht öffnen konnte; das Wasser reichte ihm bis an die Schultern und verwirrte ihm den Zugang. Wenn wir bedenken, dass das Hochwasser eigentlich niemand Schaden gebracht hatte als uns in unserem Kinderheim und Bruder H. in seiner Werkstatt, dann fragten wir uns ja, warum der Herr das nach solchen sonnigen Tagen des Segens zugelassen hatte, denn unsere Feinde gönnten uns das von Herzen und wir mussten die Frage vernehmen: „Wo ist nun euer Gott?“

In unserem Kinderheim hatten wir eine neuerbaute Stube, einen Hausflur, jenes Stübchen, in dem das alte Mütterchen gestorben war, und eine Stube, die die frühere Besitzerin gebaut hatte. Sonst war in dem Häuschen nur eine alte Küche und eine ebenfalls alte Stube. Nun hatte sich die Mauer des oberen Nachbars über diesen beiden Räumen schon bedenklich geneigt, aber wir konnten uns nicht aufs Bauen einlassen, und so wollten wir eben warten und uns inzwischen einrichten, so gut es ging. Nun aber hatte das Wasser die Mauern niedergerissen, und es blieb uns nichts anderes übrig, als zu bauen. Bauen – aber womit?!

Da wir jedoch diese Katastrophe nicht selbst verschuldet hatten und unsere achtzehn Kinder nicht obdachlos bleiben konnten, glaubten wir, dass der Herr uns helfen werde. Am Morgen beschlossen wir, dass der Bruder hingehen sollte, um das Material, die Mauer und alles sonst Erforderliche zu bestellen. Am Nachmittag kam ein Brief aus Russland. Unter anderem stand darin: „Gott heißt mich: Schick eine Gabe nach O Tura“, und einige freundliche Worte. Der Brief kam von Herrn Peter Schmidt aus Südrussland (Taurien). Dieser war ein persönlicher Freund von Herrn Dr. Baedeker, von

dem wir durch die Vermittlung der Herrn Dr. schon öfter Beiträge für unsere Arbeit empfangen hatten. Es war ein Geldbrief, der gerade so viele Rubel enthielt, wie wir zum Aufbau unserer eingestürzten Räumlichkeiten brauchten; ja, wir konnten noch dem lieben Bruder H. helfen. Als unsere Freunde in Deutschland und in anderen Ländern erfuhren, was uns betroffen hatte, bemühten auch sie sich, uns zu helfen, so dass wir ein ganz neues Häuschen bekamen. Zugleich wurde uns auch klar, warum jenes Wasser kommen musste. Möglicherweise hätte jene Mauer und die gekrümmten Balken irgendein Unglück verschuldet, da wir beabsichtigten, sie noch stehen zu lassen.

Der Brief war vor vierzehn Tagen geschrieben.

Unser himmlischer Vater hatte also schon vierzehn Tage zuvor dafür gesorgt, dass wir, wenn wir bauen müssten, das Geld dazu hätten. Diese Erfahrung hat unser Glaubensleben mächtig gestärkt. Wir haben sie niemals vergessen!

Es war ein besonders schöner Sommertag, als Herr Pastor Kilburn, englischer Pfarrer aus Petersburg, dabei ein gelehrter Forscher, zu uns kam. Ich habe seither nicht wieder solch ein umfassendes Wissen mit solcher Bescheidenheit gepaart gesehen, wie bei diesem Mann. Da er ein großer Kenner der Gedächtniskunst war (wie er uns selbst sagte, hielt er in Petersburg darüber Vorträge, die von der höchsten Gesellschaft, ja, von Mitgliedern des Hofes besucht wurden), waren seine Vorträge sehr kurz und die Sätze so gebildet, dass sie sich dem Gedächtnis einprägen mussten. Dass dieser Mann gerade zu uns kam, nicht um unserer Versammlung einen Vortrag zu halten, sondern, wie er sagte, uns persönlich zu dienen, war auch ein Wunder der Gnade Gottes. Wer ihn auf uns aufmerksam gemacht hatte, weiß ich nicht; es genüge, dass er kam und uns einige Stunden seiner kostbaren Zeit widmete. Seit jener Zeit sind mir die ersten Verse der Bibel vollkommen klar; wer diese Dinge so auffasst, wie er sie darlegte, den können auch zehn der vorzüglichsten ungläubigen Professoren nicht in seinem Glauben erschüttern.

Von N. M. war er mit unseren Geschwistern Ch. fast den ganzen Weg zu Fuß gegangen und hatte dabei seine Taschen voll Steine gesammelt. Von diesen wusste er uns so viel Interessantes zu berichten, dass wir sie jahrelang als wertvolles Andenken aufhoben. Was uns gegenseitig so eng verband, war die persönliche, kindliche Liebe zum Herrn Jesus. Ich war gerade damals krank, überarbeitet; aber das sah niemand. Er hingegen bemerkte es sogleich. Ich durfte während seiner Vorträge nicht auf dem Stuhl sitzen, sondern musste mich hinlegen, da ich, wie er sagte, dabei auch zuhören könne. Er gab mir auch den Rat: „Wenn Sie empfinden, dass Ihre Kraft nachlässt, dann ruhen Sie! Der Herr ist nicht damit einverstanden, dass wir über unsere Kräfte arbeiten.“ Oft habe ich diesen Rat nicht befolgen können; aber so oft ich ihn befolgte, war er gut.

Nach Jahren, vor dem Krieg, traf ich noch einmal mit diesem lieben Diener des Herrn zusammen und hatte Gelegenheit zu sehen, wie der Herr mit ihm zur Vollendung eilte. Eine Dame sagte mir dort (es war im Friedenshort, wohin der Herr Pastor gekommen war): „Wenn alle deine Freunde so sind, wie er, das will etwas bedeuten.“ Alle glichen ihm nicht; ja, vielleicht glich ihm keiner, denn so viele Blätter auch auf einem Baum sind, so ist doch jedes anders, und genauso ist es mit dem Charakter bei den Kindern Gottes. Aber unsere Freunde, die uns besuchten, zeichneten sich mehr oder weniger durch etwas Wertvolles aus.

In demselben Jahr besuchte uns ein russischer Verbannter, Bruder Sembat Bagdasarianz, ein geborener Armenier, der fünf Jahre in der Verbannung im Kaukasus verbracht hatte. Da er nicht versprechen wollte, dass er aufhören würde, den Herrn Jesus zu verkündigen, sollte er noch weitere zehn Jahre dort verbringen. Aber die dortige Obrigkeit, die gut kannte, gab ihm heimlich einen Wink, zu fliehen. In der Tat begann man erst nach ihm zu forschen, als es ihm gelungen war, die rumänische Grenze zu überschreiten. Sehr tragisch schilderte er uns seine Flucht, ja, seine ganze Geschichte, obwohl er in seinen Vorträgen niemals darüber sprach. Sein Vortrag

war frisch und fröhlich, seine Illustrationen unvergesslich, besonders für die, die ihn sehen konnten, denn er sagte manche Sätze mit einer Bewegung! Ihn zu übersetzen war eine Freude! Er machte kurze Sätze, und da er das Russische kannte, verstand er uns. Später hat er uns noch öfter besucht. Geschwister Chorvat durften ihn, als sie an den Kongress in Genf teilnahmen, gleichfalls besuchen.

Einst, als uns Herr Dr. Baedeker nicht besuchen konnte, sandte er an seiner statt einen gewissen Herrn Morgan aus London zu uns. Ich weiß nicht, welchen Platz dieser Mann im Reich Gottes einnahm – ich weiß nur, dass er sehr geachtet und geschätzt wurde und sehr tief im Wort Gottes gegründet war. Mit ihm kam seine junge Frau, eine Polin von Geburt, die ihn auf seinen Reisen begleitete und ihm als Dolmetscherin diente. Von diesem gläubigen Mädchen, der Tochter eines höheren Offiziers, hatte Mr. Morgan, der damals schon seit mehreren Jahren Witwer war, erfahren, in was für traurigen Verhältnissen sie sich befand. Sie hatte daheim niemanden, denn ihre ganze Familie war nicht bekehrt – katholisch –, so bot er ihr seine Hand an und nahm sie zur Frau. Ich denke, dass er diesen Schritt der Barmherzigkeit niemals bereut hat. Mrs. Morgan pflegte ihren Mann, der damals, als er bei uns war, wohl 70 Jahre alt war, während sie etwa 40 Jahre zählte, mit der zarten Liebe einer Tochter und war ihm in jeder Hinsicht nützlich. Von ihr erfuhren wir eine sehr traurige Geschichte aus Herrn Morgans Jugend.

Als reicher Geschäftsmann, der in London ein prächtiges Haus besaß, gab er mit seiner jungen Gattin glänzende Gesellschaften. Einst im Winter waren wieder viele Gäste da; die Diener nahmen den Herren und Damen ihre Pelze ab und trugen sie in ein besonderes Zimmer. Eilig, wie Dienstleute mitunter sind, warfen sie alles auf ein Sofa. Plötzlich wurde es im Haus unruhig, man rannte hin und her; das kleine erstgeborene Söhnchen des Hauses war nirgends zu finden. Endlich kam die Beobachterin des Kindes von draußen; sie läuft in die Stube, wo sie das Kind, gut zugedeckt, auf jenes Sofa gelegt hatte. Sie fand eine Menge von Pelzen darüber geworfen; als

man diese entfernte, war das Kind bereits erstickt. Wahrscheinlich gehörte Herrn Morgan damals noch nicht dem Heiland an; aber dieser furchtbare Schlag hat ihn wohl zu Jesus geführt.

Da möchte jemand sagen, wie dieses vornehme Kind in jene Stube kam? Aber ich denke, dass die Kinder großer Herrschaften, wenn diese sie aus lauter gesellschaftlichen Rücksichten den Dienstboten überlassen, oft ärmer dran sind, als manches kleine Zigeunerkind. Denn das würde seine Mutter doch sicher nicht ersticken lassen!

Einst kam mit Br. Warns auch Herr Pastor Ernst Lohmann zu uns, der sich auf der Rückreise von Budapest befand. Dadurch, dass er uns und unsere Arbeit kennenlernte, kam Schwester Julinka Manica in sein Bibelhaus, wie schon früher erwähnt.

Am 15. August 1901, als wir uns versammelten, um unseren Bruder Ján Rohaček zu begrüßen, der gerade von Chrischona heimkehrte, weilte zum ersten Mal Herr Prediger Urbanek bei uns, und mit ihm besuchte uns der Liebe Bruder Buk, ein Techniker aus Prag. Es war, außer jenem Besuch von Bruder Kostomlatsky, der erste Besuch tschechischer Brüder bei uns. Wir hatten viel Segen von Bruder Urbaneks Vorträgen, und er hat seine Besuche im Lauf der Jahre wiederholt. Unserer Gemeinschaft war es besonders wertvoll, dass Brüder kamen, mit denen sie ohne Dolmetscher verkehren konnte.

Außerdem besuchte uns im Jahr 1889 der Theologe Jaromir Kovár, der damals in Wien studierte, und im Jahr 1901 Bruder V. Cejnar, tschechischer Prediger in Wien. Letzterer war mehrmals bei uns, und schon deshalb, weil er Bruder Joseph Rohaček nach Neukirchen verholfen hatte, verband uns eine enge Freundschaft. In seinem Haus übernachteten wir auf unserer Rückreise von der Schweiz und lernten so seine Arbeit und seine Familie kennen. Er war ein sehr aggressiver, eifriger Arbeiter, an den wir mit Dankbarkeit zurückdenken.

Obwohl er nicht mehr in den Zeitabschnitt dieser fünfzehn Jahre fällt, denke ich mit Freuden an den ersten Besuch unseres nun schon selig heimgegangenen Bruders Adlof. Es war im Jahr 1904, wo wir die erste Konferenz einberiefen und mit vielen anderen kam auch er zu uns, um uns mit dem Wort Gottes zu dienen.

Unsere Konferenz war schön, wie solche Zusammenkünfte im Morgenrot der ersten Liebe zu sein pflegen. Er trug nicht wenig zu ihrem Gelingen bei! Wir fühlten uns sehr wohl. Die Freundschaft, die wir fünfzehn Jahre hindurch treu aufrechterhielten, wurde dadurch nur befestigt. Er liebte die Slowaken, und wir liebten ihn.

In jener Zeit endete unserer Arbeit an den Hausiererkindern, und wir begannen unsere selbständige Arbeit unter den Waisenkindern. Doch, wie gesagt, das liegt jenseits der Grenze, die ich mir gezogen habe. Ich konnte allerdings den Besuch eines unserer teuersten Freunde nicht stillschweigend übergehen. Auf das Wiedersehen mit ihm in der Ewigkeit freue ich mich schon heute.

Wie ich schon erwähnte, kamen nicht nur viele zu uns in jenes Haus am Weg, sondern auch wir unternahmen von da aus mehr als eine Reise, um unsere Gemeinschaften in Ober- und Niederungarn zu besuchen, oder auch in das nahe Schlesien, wo uns der Herr im Lauf der Jahre viele Freunde geschenkt hatte. Die erste Reise nach Schlesien unternahmen unsere Schwester, Božena Chorvat, die zweite Schwester Maria, Bruder Chorvat war zu wiederholten Malen dort, und endlich kam die Reihe auch an mich. Bei einem seiner Besuche hatte uns Herrn Dr. Baedeker aufgefordert, nach Ligotka (= Ellgoth) bei Teschen zu kommen, wo ein gläubiger evangelischer Pfarrer, namens Kulisz, das Evangelium unter den Polen verkündigte. Dort sollte am Pfingstfest eine Konferenz von Polen und Deutschen aus der Teschener Gegend abgehalten werden. So machten wir uns denn mit Bruder Rohaček auf und kamen glücklich unter den Beski-

den an. Das kleine Tal, von mäßig hohen, bewaldeten Bergen umgeben, glich einem Stückchen Paradies – aber noch mehr an das Paradies erinnerte uns die Eintracht, die wir hier vorfanden. Eine Eintracht, die scheinbar unmöglich war und durch das Evangelium zu Jesu Füßen verwirklicht wurde. Zu der Menge der glücklichen Gotteskinder polnischer Zunge, deren weibliche Mitglieder schon durch ihre schmucke Tracht von weitem bezeugten, welchem Volk sie angehörten, gesellte sich plötzlich die hundertköpfige Schar deutscher Gotteskinder, die samt ihrem Chor gekommen waren. Und da es auf beiden Seiten größtenteils Jugend war, die sich um ihre jungen Führer scharte, war es kein Wunder, dass Ligotka an einen Paradiesgarten voller Blüten erinnerte. Ich kann nicht den Verlauf des Festes beschreiben, das würde zu weit führen.

Außer ernsten Momenten, die die Seele sättigten, gab es Augenblicke, die das Herz festgehalten und nicht vergessen hat. Aus der Fülle der Erinnerungen taucht ein Bild vor mir auf:

Der auf dem Sofa des hübschen Wohnzimmers sitzende alte Herr, der mit seinem schneeweißen, seidenweichen Bart einem jener Ältesten der Offenbarung gleicht. Das gütige, liebevolle Antlitz, das freundliche Lächeln, der leuchtende Blick ..., sie erzählen unwillkürlich, welches Reiches Bürger hier sitzt. Vor ihm das kleine, etwa dreijährige Mädchen, weiß, wie das zarteste Frühlingsblümchen, von dem weißblonden Lockenköpfchen an und bis zu den kleinen weißen Schuhen. Rosig sind nur die zarten Wangen und das kleine, erdbeerfarbige Mündchen. Die großen, dunklen Augen des Kindes haften forschend auf dem Gesicht des Greises, als wolle das Kind fragen, ob es sein rundes Patschhändchen in die dargebotene Rechte legen solle.

So blickten sich der treue Diener Gottes, Herr Dr. Baedeker und das Töchterlein von Herrn Pastor Kulisz an und bildeten einen Kontrast und doch ein Ganzes, als ob sich unerwarteter Weise zwei Pole begegnet wären. Ein Leben, das schon enteilt und ein anderes, das erst beginnt. Jenes Ersteres trägt die Arme voll Garben, um sie dem

König zu Füßen zu legen. Das zweite blickt fragend in die unbekannte Zukunft. – Niemals vergesse ich dieses Bildchen!

Doch ebenso wenig das zweite, imposantere! Auf der obersten Stufe der Freitreppe, die zum Pfarrhaus führt, steht ein Mann in der vollsten Blüte der Jugend, der Kraft und der geistlichen Arbeit. Er ist der Anführer der deutschen Jungschar, Martin Urban, der aggressive Arbeiter der schlesischen Gemeinschaften und, was die Jugend betrifft, der unternehmende Musikfreund, der aus dem ungeübten Material einen Chor zu bilden vermag. Er setzt sein Flügelhorn an. Der erste, der zweite und der dritte Ton fliegen über die Häupter der vereinigten deutsch-polnischen Gemeinschaften dahin. „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“, ertönte es mächtig in beiden Sprachen; aber die Stimme der Posaune erhebt sich über die der Sänger, als käme aus Himmelshöhen die Antwort der Engelschöre hinzu.

Und noch ein Bild.

Trotz des regnerischen Wetters hatten wir den geplanten Ausflug in den Wald gemacht, obwohl wir zeitweise sogar unter Regenschirmen wandern mussten. Aber die feuchten Wiesen, über die wir dahingingen, fochten uns nicht an, denn mitunter durchbrach die Sonne das Gewölk und beleuchtete die Frühlingsnatur mit ihren Zauberstrahlen. Oh, es war schön! Am schönsten deshalb, weil es auch in unserem Herzen schön war, weil innige Liebe zum Schöpfer, Bewunderung seiner prachtvollen Schöpfung und feurige Freundschaft untereinander unsere Herzen verband. So pilgerten wir dahin, ein kleiner Teil jener seligen Pilgerschar, die zu den Bergen Gottes zieht, von wo ihr das unendliche Licht leuchtet, ihrem König entgegen. Es störte uns nicht, dass auch die Vorträge unter Regenschirmen gehalten wurden, ja, dass wir drei Slowaken, als wir unsere Lieder zum Preis des Lammes sangen, ebenfalls unter dem Regenschirm stehen mussten, damit uns dieses Nass nicht unsere Bücher durchweichte. Und als sich die Gesellschaft dann in Gruppen auflöste, war eine die schönste. Es war das kleine Feuer, über dem

ein Kessel hing, dem bald lockender Kaffeeduft entströmte. Um diesen Ort drängten sich eifrig Helfer und Helferinnen. Plötzlich kommt Herr Dr. Baedeker daher, der irgendwo einen Arm voll trockenem Reisig gesammelt hat und bringt dem Feuer seinen Tribut. Dass er mit großem Hallo empfangen wurde, können wir uns vorstellen. Ach ja, es ist ein schönes Bild, der mit der Jugend fröhliche Greis! Es gibt auf der Erde nichts Schöneres, als die natürliche Einfalt eines wahren Christen. Er trübt wahrlich keine reine Freude, obwohl die Leute oft denken, dass das Alter bei Kindern Gottes eine überirdische Erhabenheit mit sich bringe, atembeklemmend für diejenigen, die auf dem Weg nach oben noch nicht so weit sind. Aber das ist nicht wahr! Je näher dem Himmel, je näher dem Augenblick, da die Seele in den weit geöffneten Armen des Königs ausruhen darf, für den sie hier gelebt, desto einfältiger und natürlicher wird ihre Gesinnung und ihr Wandel unter den Menschen.

Einen Mangel hatte unser Ausflug, der ihn auch verkürzte, dass wir uns deren Nässe wegen nicht hinsetzen konnten. Aber auch das störte die glückliche Jugend nicht, und wir waren mit ihr fröhlich.

Hier in Ligotka lernten wir Schwester Eva von Thiele-Winckler näher kennen, und sie nahm uns beide mit sich in ihren wunderbaren Friedenshort.

Als wir dort, von Liebe und Schönheit umgeben, ausruhen durften, kam es uns nicht im Entferntesten in den Sinn, dass es einmal auch ein slowakisches Diakonissenwerk geben, und dass der Friedenshort mit seiner Begründerin uns dabei solch eine ausgiebige Hilfe leisten würde. Es ging uns wieder so, wie mit allem anderen. Wir wissen es ja niemals, wohin die mächtigen Adlerflügel uns tragen und der, der den Lauf der Sonne bestimmt und unsere Geschicke lenkt, führt uns auf eine neue Station, ohne dass wir wissen, warum er das tut und welche Absichten er dabei mit uns hat.

Wohl dem, der mit Charles Wesley singen kann:

O wie gut ist’s, dir vertrauen!

Jesu, dir ergeb' ich mich.
Selig, droben dich zu schauen,
Dein zu bleiben ewiglich!

Wenn wir ihm wirklich vertrauen, wenn es unser höchstes Verlangen ist, dass der Wille Gottes an uns geschehe, dann lenkt er alle Wege unseres Lebens so, dass unser Hauptziel, hinzukommen, und zwar nicht mit leeren Händen, um dann ewig mit ihm zu leben, auch wirklich erreicht werde.

Es gibt Zeiten, wo der Herr das Angesicht seiner Gnade in besonderer Weise über manchen Gegenden leuchten lässt. Über Preußisch-Schlesien neigte er es von den Jahren 1900–1910. Wie nach einem Frühlingsregen Wiesen und Felder aufblühen, so blühte das geistliche Leben in den kleinen und größeren Gemeinschaften. Das Evangelium feierte seinen Triumph, und keine Macht der Finsternis konnte ihm Einhalt gebieten. Auch wir wurden der Wohltat dieser hellen Strahlen teilhaftig. Bald in Brieg, bald in Hausdorf, endlich im Friedenshort.

Auch durften wir die Allianzkonferenz in Blankenburg besuchen, wozu uns Herr Dr. Baedeker behilflich war. Wir durften das Thüringer Land sehen, diese Festung des Evangeliums vor langen Jahren, die Festung der Reformation! Bei unserem Besuch in Blankenburg durften wir auch die Wartburg besuchen, wo der Herr durch seinen Diener den Deutschen ihre Bibel und zugleich die Sprache ihrer Literatur geschenkt hat. Wir durften in das alte, kühle Zimmer eintreten. Wären nicht mächtige Efeuarme mit den Mauern verwachsen, würden sie jenes alte Dach nicht zusammenhalten, das Gebäude wäre vielleicht längst eingestürzt. So aber steht es immer noch da, als wollte es der Welt verkündigen: „Es hilft kein Rat noch Stärke gegen den Herrn."

Die Wartburg ist auch eine gute Illustration zu dem Wort: „Wer hoch hinauf will, muss alle Kräfte anspannen", denn obwohl das Heil eine freie Gabe Gottes ist, kommt niemand spielend ins Reich Got-

tes hinein. Es dauerte lange, bis wir auf dem guten, gewundenen Fahrweg bis zu einem gewissen Punkt kamen, aber dort machten die Pferde halt, denn dort kommt kein Fuhrwerk hinauf. Gerade das steilste, schwierigste Stück Weges über raue Steine, mussten wir zu Fuß wandern. Aber es lohnte sich! Der Ausblick von der Wartburg auf den Thüringer Wald und die dazwischen liegenden Städte ist unvergesslich schön. Oh, wie wird es erst sein, wenn wir vor den Perlentoren stehen, wenn wir von dort aus auf die Berge und Täler der neuen Erde blicken, werden wir dann nicht auch sagen müssen: „Es lohnte sich!“? Alles zu verlassen, aus dem Lager hinauszugehen, den schmalen Weg zu pilgern, durch tiefe Schluchten zu gehen, mehr als ein Tränental zu durchwandern, mehr als einen steilen Felsen auf den Knien zu erklimmen, da und dort auf goldig schimmernden Bergen, zwischen den Hirten zu lagern und endlich dahin zu gelangen, wohin der Weg führt und von wo aus uns gleich zu Anfang die lieblichste und teuerste Stimme zurief: „Folge du mir nach!“?

Nun, auch in Blankenburg durften wir auf goldig schimmernden Bergen bei den Hirten sein, und wir fühlten uns dort wohl. Es ist wunderbar, wenn sich von allen Seiten der Welt Menschen zusammenfinden, die fast die gleichen Erfahrungen haben, Kinder des Lichts, gesandt, auf der Erde zu leuchten und die Finsternis zu vertreiben von dir geschrieben steht, dass die Menschen die Finsternis mehr liebten als das Licht, weil ihre Werke böse waren. Darum wollten sie auch nicht zum Licht kommen, damit ihre Werke, die sie im Finstern getan und verborgen hatten, nicht offenbar würden.

Da waren Menschen, die etwas von der Hitze des Feuers, erfahren hatten, von dem der Herr sagt: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf der Erde.“ Jenes Feuer der Trennung, das oft in die intimsten Familienbande hineingreift.

Ich behaupte nicht, dass nicht auch allerlei Mischvolk zwischen uns war, dass nicht manche da waren, die den weiten Weg gemacht hatten und vor die aufrichtige Frage gestellt, warum sie das getan, keine Antwort darauf gewusst hätten. Aber das eine darf ich wohl

sagen, dass wir einen offenen Himmel über uns hatten, und dass keiner so fortgehen musste, wie er gekommen war.

Was uns anbelangt, durften wir dort viele göttliche und menschliche Liebe erfahren. Manches schöne Freundschaftband wurde geknüpft, das wir weiterspinnen werden.

Bis ich werd' mein Kanaan erreichen,
Das ersehnte liebe Vaterland.

In Blankenburg wurde auch Frau Gräfin Pfeil auf uns aufmerksam, deren Liebeswerk an Waisenkindern und erholungsbedürftigen Reichsgottesarbeitern Gott reich gesegnet hat; sie lud uns auf ihr Schloss in Hausdorf ein. Das gehört zwar nicht mehr in diesen Bericht, denn unser Besuch in Blankenburg fällt in das Jahr 1904, aber ich muss sie, ein wenig vorgreifend, hier erwähnen, denn Frau Gräfin Pfeil war es, die es mir, zwar nicht bei diesem ersten, sondern bei meinem zweiten Besuch ermöglichte, die Fortsetzung eines Buches zu schreiben, das vor fünfzehn Jahren begonnen wurde und so lange geruht hatte. Dieses Buch hat gerade in unserem Volk manches Gute bewirkt. Im Deutschen ist es nicht erschienen. Dort schrieb ich auch den Anfang des Büchleins *Im Sonnenland*, das nicht nur ins Deutsche übersetzt wurde, sondern als richtiger, kleiner Sonnenstrahl die Welt durcheilte, sowohl im kalten Finnland leuchtend als auch im heißen Spanien. Wenn durch diese Bücher irgendwo Seelen errettet worden sind, dann wird die liebe Frau Gräfin Pfeil, die nun schon beim Herrn von ihrer Arbeit ausruhen darf, an diesem Erfolg ihren Anteil haben.

Jetzt sollte ich noch die Tätigkeit unserer beiden Evangelisten, Ján und Josef Rohaček, in diesen ersten Jahren beschreiben. Da mir aber die nötigen Daten fehlen, muss ich mich auf einen kurzen

Überblick beschränken. Sie machten beide ganz verschiedenartige Erfahrungen.

Josef Rohaček ging nach Tisovec, wo sich inzwischen ein Kreis von Gläubigen, sowohl aus dem Städtchen als auch aus den umliegenden Ortschaften, gebildet hatte. Bald nach seiner Ankunft brach eine Erweckung unter den dortigen Eisenbahnern aus, die größtenteils Magyaren und Katholiken waren. Einer von ihnen hatte sie aus seinem Heimatdorf mitgebracht. Dort wurde die Arbeit in beiden Sprachen, Slowakisch und Magyarisch, getrieben. Neben dieser Tätigkeit in T. besuchte unser Bruder auch die kleinen Gemeinschaften unterhalb der Tatra und in Novohrad. Seine körperliche Kraft wollte zu dieser Zeit nicht ausreichen, daher ging er später, als sich die Notwendigkeit ergab, die Arbeit in den Vereinen und Gemeinschaften sowohl in Báčka als auch im Banat besser auszugestalten, als Prediger nach Kysac in der Báčka. Dort wurde die Arbeit unter seiner gewissenhaften Leitung gut geordnet und vertieft.

Bruder Rohaček wurde als Reiseprediger gleichzeitig Zigeunermissionar. Seine Reiseerlebnisse waren mitunter sehr bunt, aber da er stets das Ziel im Auge behielt, Seelen für Christus zu gewinnen, so half ihm der Herr wunderbar, dass er trotz großen Wagemuts in keine allzu gefährliche Situation verstrickt wurde. Alle in Unterungarn wohnenden Zigeuner kannten ihn gut, schon darum, weil er später, dank der Hilfe seiner deutschen und schweizerischen Freunde, öfter Kleidungsstücke unter ihnen verteilte. Sie schickten ihn mit Grüßen an ihre Stammesgenossen. So standen ihm die Türen in alle Zigeunerhütten und -herzen offen. Als wir einst miteinander die Gemeinden in der Báčka besuchten, nahm er auch mich in eine Zigeunerfamilie mit. Da hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie ihn diese braunen Gesellen mit Freuden willkommen hießen und wie sie ihm alles Mögliche mitteilten, was sie einem anderen nicht anvertraut hätten.

Später gab uns der Herr noch zwei Mitarbeiter hinzu: Michael Rohaček, den jüngsten Bruder Ján Rohačeks, der schon als zwölfjähriger Knabe durch unsere Sonntagsschule zur Bekehrung gekommen

war und gemeinsam mit seiner Schwester die Bekehrung seines Bruders Ján erbeten hatte. Dieser junge Mann trat als wohlbekannter Kunsttischler in den Dienst der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft und verbreitete jahrelang als treuer Zeuge die Botschaft des Heils.

Bei seinem ersten Besuch in Slawonien schenkte es der Herr Ján Rohaček, die Seele eines jungen Mannes, Samuel Cincurak, ihm zurückzuführen. Er selbst bereitete sich aus diesem jungen Mann einen und erschrockenen Zeugen und Seelenretter zu, den er erst daheim in Slawonien, später in Ungarn und endlich in Novohrad gebrauchen konnte.

Die beiden letztgenannten, Michael R. und Samuel C. verbrachten eine gewisse Zeit in dem damals neu errichteten Missionshaus für Süd-Ost-Europa in Kattowitz (jetzt Bokowine), wodurch sie mit der schlesisch-deutschen Gemeinschaftsbewegung eng verbunden wurden.

So wurde die Botschaft des Heils weiter und weiter getragen, bis jener verhängnisvolle Schuss von Sarajevo die dumpfe, gewitterschwüle Atmosphäre Europas durchzitterte. Dunkle Wolken verdüsterten die Gnadensonne, und die köstliche Gabe Gottes, der Friede, wurde von der Erde genommen. Doch wie sich die Dinge auch immer gestalten, er, der König aller Könige verließ die Seinen nicht und ließ sein Werk nicht ruhen. Er, der gerechte Richter und sein liebevoller Vater, nahmen sich ihrer schwachen Kinder an und führten und trugen sie hindurch, während die Erde erbebte, hundertjährige Throne zusammenstürzten, alte Reiche zerfielen und sich Neues aus den Trümmern des Alten erhob. Und ob auch das Volk Gottes zusammen mit dem übrigen Menschengeschlecht Bäche von Blut und Tränen durchwaten musste, rief er ihm dennoch und nicht vergeblich zu: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ Ach, erst bis jener

Stein, der in keines Menschen Hand ist, auf jene eisernen Zehen herabrollt, die schon heute nicht mehr mit dem elenden Ton zusammenhalten wollen, so dass jenes Bild der Zeitalter aus Gold, Silber, Eisen und Erz zertrümmert zu den Füßen des Menschensohnes niedersinkt, der kommen wird, um ein ewiges Reich aufzurichten, das nimmer vergeht – dann erst wird das Werk des großen Meisters vollendet sein, das er auf der Erde getan hat, vor allem an seinen schwachen Werkzeugen, dann aber auch um sie her und mit ihnen.

Und diejenigen, die Untertanen für dieses Königreich Christi gewinnen durften, werden erst verstehen, welch ein Werk das war, an dem sie mitarbeiten durften; sie werden unter lautem Jubel bekennen, dass es sich wohl gelohnt hat, alles zu verlassen, aus dem Lager hinauszugehen, die Schmach Christi zu tragen und durch die Wüste nach Kanaan zu pilgern, denn sie werden die Tiefe des Wortes erfassen: „Dulden wir mit, so werden wir auch mitherrschen."

Und wenn mich jemand fragen würde, ob ich beim Rückblick auf mein vergangenes Leben es noch einmal für Christus leben wollte, dann würde ich mit voller Überzeugung „ja" sagen und nur noch den Wunsch hinzufügen, dass ich, wenn ich es ein zweites Mal durchleben dürfte, mich bemühen würde, ihn treuer und reiner zu lieben, damit in mir und durch mich mein herrlicher König, Jesus Christus, mehr verherrlicht würde.